

9225.
XVI, 86.

Baltische Monatschrift.

Dehnten Bandes drittes Heft.

September 1864.

Riga,

Verlag von Nicolai Kymmel's Buchhandlung.

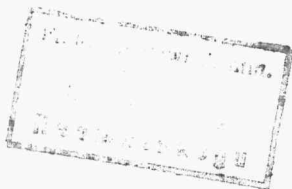
1864.

Antiquaria,

zu beigelegten sehr ermäßigten Preisen vorrätzig in

U. Kymmels Buch- und Antiquariats-handlung in Riga.

- Münchener fliegende Blätter. 1. u. 2. Band. 4^o. (5 R.) 1 1/2 R.
 — — dasselbe. 3.—6. Bd. (10 R.) Eleg. Gttd. mit Goldpressungen 5 R.
 Mit vielen Illustrationen. Bekanntlich verdienen die ersten Bände, was
 Humor u. artistische Ausstattung betrifft, den Vorzug vor den späteren Bänden.
- Blätter für literarische Unterhaltung. 1860. (52 Nummern und Register, complet) 3 R. 75 Kr.
 (15 Rubel)
- Bod's Buch vom gefunden und frankten Menschen. 3. Aufl. 1859. Mit Abbildungen.
 Eleg. Gttd., wie neu (2 1/2 R.) 1 1/2 R.
- Börne, Briefe aus Paris. 6 The. 1832—34. Eleg. Gttd. (10 R.) 3 3/4 R.
 — — Gesammelte Schriften. (Enthalten die Briefe aus Paris nicht). 3. Aufl., 5 Bde.
 1840. (9 1/2 R.) Hfbb. 3 1/2 R.
- Brinkmeier u. Müller, Allgem. Deutsch-Fremdwörterbuch und vollständiges Fremd-
 wörterbuch. 3 The. in 1 Bde. 1853—55. Hfbb. (3 R.) 2 R.
- Europa. Chronik der gebildeten Welt. Herausge. v. A. Lewald. 1840 I. u. III. Bd.
 1841 II. III. IV. Bd. 1842 I. II. IV. Bd. 1843 II. III. IV. Bd. und
 Lyrisches Album. 1841. Zusammen 12 Bde., deren jeder in sich abgeschlossen.
 Mit vielen schwarzen u. color. Lithographien, Portraits, Stahlstichen, Musikk-
 beilagen zc. (36 R.) Hfbb. 6 R.
 Enthält außer vielen Novellen, Skizzen und Genrebildern aus der Länder-
 und Völkerkunde, Berichte über Literatur und Kunst, und ein sehr reichhaltiges
 Feuilleton.
- Das Evangelium der Natur. 2. Aufl. 1857. Mit vielen Holzschn. Eleg. Gttd.,
 wie neu (2 1/2 R.) 1 1/4 R.
- Familien-Bibliothek der deutschen Classiker. Eine Anthologie. Mit Biographien.
 53 verschiedene Bände, enth. u. A. Lessing's Nathan — Schubar's Gedichte —
 Klopstock's Oden — Lesswitz, Julius v. Tarent — Pfeffel — J. G. Voß —
 Iffland — Hscholle — Gebr. Schlegel — Gebr. Stolberg — Kosebue und
 viel. And. (ccc. 16 R.) 4 R.
- Familienbuch, deutsches zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise. I. Bd. 4^o.
 Hamburg 1856. Mit 24 schwarz. u. col. Lithogr. (5 R.) Gttd. 1 1/2 R.
 — — Illustr. Zur Unterhaltung u. Belehrung häuslicher Kreise. Hrsggeg. v. Desterr.
 Loyd. III. Bd. 4^o. Triest. Mit 36 Stahlstichen. (5 R.) Gttd. 2 R.
- Freya. Illustr. Familienblätter. I. Jahrg. 4^o. 1861. Mit vielen Stahlstichen, Lendruckn,
 Farbendruckn und Musiknoten. (4 1/2 R.) Eleg. Gttd. in Goldpressung 2 R.
- Gartenlaube, die. Illustrirtes Familienblatt. 1.—10. Jahrg. gr. 4^o. 1853—62 (25 R.)
 Mit vielen Illustrationen, Hfbb., wie neu 22 1/2 R.
 Die Jahrgänge 1853, 1854 u. 1855 dieses beliebtesten Unterhaltungsblattes
 sind im neuen Handel längst vergriffen und selten und nur noch auf antiq. Wege
 zu hohen Preisen (ccc. 15 R.) zu beschaffen.
- — dasselbe. Einzelne Jahrgänge von 1857—62 à (2 1/2 R.) / à 1 1/2 R.
 gebunden à 1 3/4 R.
- Globus. Illustr. Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, Chronik der Reisen und geogr.
 Zeitung. Hrsggeg. von R. Andree. 1. u. 2. Bd. 4. 1862. Mit vielen Abbild.
 (7 1/2 R.) Hfbb., neu 5 R.



Bur Finanzgeschichte der Neuzeit.

Der Herzog von Lerma 1603. Der Freiherr von Görz 1716.

Heutzutage weiß Jedermann, daß die Ministerverantwortlichkeit zu den wesentlichsten Grundsätzen des modernen Verfassungslebens gehört: diese Doctrin hat sich während der letzten Jahrhunderte ihren Weg gebahnt über manches Blutgerüst hinweg; durch manche Revolution ist sie formulirt worden; in manchem Straßenkrawall trat ihre Unentbehrlichkeit klarer und klarer hervor. Aber gerade diese Gewaltsamkeiten, Rechtsverletzungen und selbst manche Justizmorde zeigen den Mangel dieses Staatsgrundgesetzes in frühern Zeiten, zeigen diesen Mangel noch im vorigen Jahrhundert, wo die unbeschränkte monarchische Gewalt eine Art Bezirat hatte entstehen lassen. Ein Bezirat kennt keine andere Praxis der Ministerverantwortlichkeit als die seidene Schnur einerseits und die Lynchjustiz der Staatsumwälzung andererseits. Thomas Morus und Fouquet, Strafford und Struensee, Görz und Squilaci hatten Ursache den Mangel eines Ministerverantwortlichkeitsgesetzes zu beklagen. Haß und Verachtung von Seiten des Volkes, Ungnade von Seiten des Herrschers, ein Blutgerüst von der Laune eines Despoten oder von der Rachsucht einer Revolutionspartei errichtet, Gefängniß, Verbannung, Ermordung auf offener Straße oder scheinbares Rechtsverfahren, das mit Verurtheilung enden mußte, weil es sich nicht um das Recht, sondern um einen politischen Act handelte — solcher Art war das Ziel, bei welchem viele allmächtige Minister anlangten. Gewalt rief Gewalt hervor. Das feindliche Verhalten zwischen

Regierenden und Regierten drängt zum Kampf: solche Katastrophen lehrten besser als alles Andere die Unentbehrlichkeit genau formulirter Staatsgrundgesetze. Es galt einen Rechtsboden zu finden, eine Gegenseitigkeit von Rechten und Pflichten festzustellen.

Die allmächtigen Minister sind in den letzten Jahrhunderten besonders in den Fragen des Staatshaushaltes dem Volksinteresse gefährlich geworden. In Zeiten, wo die Wirthschaftslehre erst in ihren Hauptgrundzügen allmählig zu dämmern begonnen, wo also mit der großen Macht der Regierenden auf diesem Gebiete nur ein sehr bescheidenes Maß Weisheit verbunden sein konnte, hat das Bezirak dem Volkswohlstande die tiefsten Wunden geschlagen und durch Finanzexperimente den Staat, unter welchem man die Regierenden verstand, auf Kosten der Regierten zu bereichern gesucht. Habgier und Willkür, Eigennuß und Ignoranz, Gewissenlosigkeit und Leichtsinm vereinigten sich, um systematisch von Staatswegen zu plündern. Die Bereicherungssucht der Mächtigen war Verbrechen, die Unwissenheit, welche bei der Staatsverwaltung die Leiter auszeichnete, führte zu Mißgriffen, politischen Fehlern, und nach dem Worte jenes berühmten französischen Staatsmannes sind solche Fehler schlimmer als Verbrechen. Und dennoch: das Eine ist einfach ein Diebstahl am Gemeinwesen begangen; das Andere kann als politisch-ökonomische Studie auch bei sehr hohem Lehrgeld Nutzen bringen. Das Erste ist verächtlich, das Zweite als wissenschaftlicher Versuch interessant. Das Erste geht aus einer gemeinen Gesinnung hervor, das Zweite setzt oft das Streben nach Völkerbeglückung voraus und zeugt fast immer von einem kühnen Fluge der Phantastie.

Die Wirthschaftslehre beginnt mit der „Frage über die Ursachen des Volkswohlstandes“, aber die Antwort, welche Adam Smith auf dieselbe in seinem Werke gab, lautete anders als diejenige, welche früher darauf gegeben wurde und welche „Geld“ lautete. In dem Elementarunterricht, den die Staaten und Völker genossen, spielt die Theorie des Geldes eine große Rolle. Da wimmelt es dann von groben Mißgriffen. Man verschlechtert die Münze, man emittirt unsundirtes Papiergeld, man träumt von unermesslichen Schätzen und — macht Fiasco. Der sich zum Lootsen aufwarf kennt das Fahrwasser nicht und der Schiffbruch ist unvermeidlich. Für die Fehler des Einen werden Alle bestraft.

Wir theilten unsern Lesern die Geschichte eines solchen überaus gewagten Finanzversuchs mit, welcher erstaunlich kläglich verlief und Staat und Gesellschaft der schrecklichsten Wirthschaftskrisis aussetzte. Es waren

die Kupfermünzen in Rußland in den Jahren 1656—1663^{*)}). Im Westen Europas finden wir zwei Fälle, welche mit der Kupfergeldkrise in Rußland große Aehnlichkeit haben. Fünfzig Jahre früher wurden in Spanien Kupfermünzen mit hohem Nominalwerth ausgegeben und fünfzig Jahre später in Schweden jene Kupferthaler, welche zu den traurigsten Episoden der Finanzgeschichte gehören. Wir versuchen es in dem Folgenden einen kurzen Abriß dieser Ereignisse mitzutheilen. Indem wir darauf verzichten auf das Einzelne genauer einzugehen, machen wir auf mancherlei Analogien dieser Finanzkrisen mit andern, besonders des schwedischen Unternehmens mit der Geldkrise in Frankreich zu Law's Zeit aufmerksam.

I.

Ein Weiser in Spanien hatte im Mittelalter den Ausspruch gethan: „Der beste unverlierbarste Schatz des Königs ist sein Volk, wenn es gut regiert wird“. So oft auch dieser Hauptgrundsatz der Finanzwissenschaft später wiederholt wurde, immer wieder ward er vergessen, und namentlich die Habsburger, welche nach der denkwürdigen Verwaltung Ferdinands und Isabella's den Thron bestiegen, scheinen ihn vergessen zu haben. Zum Theil durch den finanziellen Ruin erklärt sich die Abnahme von Spaniens Ansehen und Würde in der europäischen Politik, nachdem man im sechszehnten Jahrhundert von einer Hegemonie Spaniens hätte reden können. Aber eben Spaniens Stellung in Europa während des sechszehnten Jahrhunderts erforderte, daß die Könige aus dem Hause Habsburg der auswärtigen Politik besondere Aufmerksamkeit schenkten. Die Eroberungsgelüste Karls V. und besonders Philipps II. verschlangen ungeheure Summen und zerrütteten den Staatshaushalt. Das Streben nach der französischen Krone zu Ende der Regierung Philipps II. hatte 30 Millionen Dukaten gekostet. Viele Millionen verschwendete man zur Zeit der englischen Heirath, um sich in England eine Partei zu erhalten; dazu der türkische Krieg, die Armada, die afrikanischen und dänischen Projecte, vor allem aber die Revolution in den Niederlanden. Der Herzog von Lerma sagte: ohne die großen Ausgaben für die Niederlande hätte er Madrid mit Gold pflastern können.

Ruy Gomez da Silva sagt: Karl V. habe seine Herrschaft niedergelegt, weil er nicht länger finanziell zu verwalten gewußt habe. Gewiß hat die Erschöpfung der Geldmittel Karls zu seinem Entschlusse beigetra-

^{*)} Baltische Monatschrift Bd. VIII, 2. Heft.

gen. Unter Philipp II. stieg die Geldverlegenheit. Im Jahre 1575 schrieb Philipp II. wohl seinem Schatzmeister Guernica, daß er oft am Abend nicht wisse, wovon er am folgenden Tage leben solle. Soldaten und Offiziere erhielten bisweilen kein Geld und der Admiral Andreas Doria forderte vergebens rückständige 10,000 Dukaten für sechsjährige Dienste. Er machte dem Könige dringende Vorstellungen von der Nothwendigkeit der Anbahnung von Reformen im Staatshaushalte.

Indessen war an Radicalreformen unter einem solchen Regimente nicht zu denken. Man wirtschaftete in der leichtsinnigsten Weise fort und suchte der augenblicklichen Geldverlegenheit durch kleinliche Mittel abzuhelfen. Man verpachtete die Einkünfte der drei großen Ritterorden auf viele Jahre voraus an eine deutsche Handelsgesellschaft; man verpfändete den Ertrag verschiedener Silberflotten; man ließ durch Mönche im ganzen Lande für den König betteln; die Geistlichen entbanden Philipp II. von der Verpflichtung seine Schulden zu bezahlen u. dgl. m.

Unter Philipp II. war es nicht so sehr persönliche Verschwendung oder übermäßiger Luxus bei Hofe, welche ungeheure Summen verschlangen, als die auswärtige Politik. Es galt die Niederlande spanisch, Italien in Zaum und Gehorsam, den katholischen Glauben in Aufnahme zu erhalten. Man zahlte starke Pensionen an die bedeutendsten Familien im Kirchenstaate. In jeder Stadt Italiens gab es spanische Pensionnaires; ebenso in Deutschland, in Baiern und am Rhein, in Ungarn und in Wien. Große Summen gingen nach Schottland; viel Geld erhielt Ferdinand von Steiermark; der Herzog von Lothringen 30,000 Dukaten.

Unter Philipp III. kamen noch andere Ausgaben. Sein Lobredner Boreno rühmt die Freigebigkeit dieses Königs. Er beschenkte Kirchen, gründete Collegien und schickte Geld an die Perser, damit die Türken, von ihnen beschäftigt, die spanischen Küsten nicht belästigten. Dazu heutete der Herzog von Lerma, der sich zur höchsten Stelle emporgeschwungen hatte den Staat für seine persönlichen Zwecke aus. Nicht nur, daß er seine Gläubiger befriedigte: er glänzte durch maßlose Freigebigkeit. Bei der Hochzeit des Königs vergeudete er 300,000 Dukaten; für fromme Stiftungen gab er über 1 Million aus; alle seine Verwandten und Anhänger lebten reich und prächtig. Alles ward auf einem größern Fuße eingerichtet: die Gehalte der Hofbeamten waren um $\frac{1}{3}$ höher als unter Philipp II.; kostspielige Feste, Spiele und Reisen, große Geschenke an die Granden

waren an der Tagesordnung. Die Hochzeit des Königs kostete so viel als Ferdinand dem Katholischen die Eroberung von Neapel.

Sonst hatten wohl die Niederlande als die Haupteinnahmequelle Spaniens gegolten. Ein venetianischer Gesandter bemerkt: dort, in den Niederlanden seien die Schätze, über welche Spanien verfüge, dort jene Silberminen Indiens, welche Spanien reich machten. Seit der Revolution kosteten die Niederlande viel statt etwas einzubringen. In den ersten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts machten der Erzherzog Albert und Marquis Spinola große Anstrengungen im Kriege gegen Holland: ihre Truppen wollten bezahlt sein und das Ausbleiben von Geldsummen zur Befoldung derselben konnte alle militairischen Erfolge in Frage stellen.

Aber Spanien war vom Gelde entblößt. Das Land in Europa, welches vor allen andern den Goldregen aus Amerika aufgefangen hatte, ermangelte der edlen Metalle.

Schon Ferdinand und Isabella hatten die Ausfuhr des edlen Metalls verboten. In den Jahren 1534, 1539, 1551 und später wurde dieses Verbot erneuert, aber stets übertreten. Den vertriebenen Mauren gestattete man nicht Gold und Silber mitzunehmen: Uebertreter wurden gehängt. Noch im Jahre 1624 stand Todesstrafe auf der Ausfuhr von Gold und Silber.

Und doch war die Ausfuhr von Edelmetall nicht zu vermeiden. Die Handelsbilanz war ungünstig, und der Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr mußte durch Gold und Silber ausgeglichen werden. Der Verfall der Industrie in Spanien während des sechszehnten Jahrhunderts steigerte das Mißverhältniß, und so mußte es, denn unmöglich scheinen die edlen Metalle in Spanien festzuhalten. Sie verschwanden trotz aller Silberflotten aus dem Verkehr. Die Wirthschaftsgeetze wirkten mächtiger als die Wünsche und Verordnungen der Regierung.

Dazu kam die Anhäufung von Gold und Silber in Kirchen und Klöstern und in einzelnen Haushaltungen der Granden. Bei Lerma's Verhaftung fand man bei ihm 600,000 Dukaten baar; sein Vermögen, welches auf 40 Millionen Dukaten geschätzt wurde, soll großentheils in Silbergeschirr bestanden haben. Kurz vor seinem Sturze wurde dasselbe auf 70 Wagen von Madrid nach Lerma's Schlosse gebracht. Der Herzog von Albuquerque hatte an Silbergeschirr 1400 Duzend Teller, 500 große und

700 kleine Schüsseln, 40 silberne Leitern um an die Büffets zu steigen. Aehnliche Reichthümer besaß der Herzog von Alba*).

Aber in der Circulation galt eine Gold- oder Silbermünze für eine Seltenheit. Man mußte andere Arten Geld erfinden.

Philipp II., welcher die Bergwerke von Peru besaß, dachte in der That daran, falsches Silbergeld zu machen. Ein venetianischer Gesandter berichtet über einen solchen Entwurf an die Signoria in Venedig: In Mecheln sei ein Deutscher erschienen, der ein scheinbares Silber zu Stande gebracht habe; es sei im Ernst davon die Rede gewesen, die Truppen mit solchem Silber zu bezahlen; und nur, indem es die Stände erfahren und sich dagegen gesetzt — „denn leicht möge man über dem schlechten Gelde das gute und echte verlieren“, — habe man es aufgegeben, jedoch nicht ohne den Erfinder reichlich zu belohnen.

Ein anderes Mittel dem Mangel an baarem Gelde abzuhelpen wurde im Jahre 1600 angewendet. Weil Lerma und die andern Minister den Verfall der Gewerbe und der Landwirtschaft dem Geldmangel und dem Umstande zuschrieben, daß so viel Edelmetall in Privathäusern und Kirchen und Klöstern zu andern Zwecken verwendet würde, so erschien eine königliche Verordnung: „Obenan unter den Ursachen der öffentlichen Noth finde der König die Verarbeitung des Silbers zu täglichem Gebrauche. Wie viel besser, wenn es im Umlaufe bliebe. Um einem so großen Uebel zu steuern, wünsche er die Menge Silbers kennen zu lernen, welche vorhanden sei, sowohl weiß als vergoldet. Daher gebiete er allen Kirchen, Corporationen und Privatpersonen jeden Ranges und Standes im ganzen Königreich ein Verzeichniß des in ihrem Besitze befindlichen Goldes und Silbers anzufertigen. Wenn alles im Reiche befindliche Gold und Silber als Münze umlaufe, würde nach des Königs Ueberzeugung eine solche Menge genügen der spanischen Nation ihre frühere Wohlfahrt wiederzugeben. So habe denn der König auf den Rath seiner Minister beschloffen nicht bloß die fernere Verwendung des Silbers außer dem Gelde, sondern auch unter Androhung schwerer Strafen die Ausfuhr desselben zu verbieten. Binnen zehn Tagen solle die Aufzeichnung vollendet sein“.

Ein solches angedrohtes Attentat auf das Privateigenthum mußte großen Unwillen erregen. Man erzählte sich, der Papsst habe ein Breve

*) Diese märchenhaft klingenden Angaben bei Havemann, Darstellungen aus der innern Geschichte Spaniens während des 15., 16. und 17. Jahrh. Göttingen, 1850 S. 317, und Weiss, l'Espagne depuis le règne de Philippe II. Paris 1844. Bd. II S. 127.

erlassen, worin er dem Könige das Recht gegeben habe über das Silberzeug der spanischen Geistlichkeit zu verfügen, um dasselbe nach acht Jahren zurückzuerstatten. Einem andern Gerüchte zufolge sollte der Papst dem Könige die Hälfte des in den Kirchen vorhandenen Silbers verleihen haben. Die Bischöfe von Valladolid und Zamora boten ihr Kirchen Silber an, aber die übrigen Geistlichen waren über dergleichen Entwürfe ausgebracht. In Schriften und Predigten stellten sie das obenerwähnte Edict als einen Angriff auf die Privilegien der Geistlichkeit dar. Weder Philipp III. noch Verma wagten es dem Widerstande des Klerus zu trotzen. Auch der Beichtvater des Königs soll dagegen gewesen sein; man kennt den Einfluß des kirchlichen Elements auf die Entschlüsse spanischer Könige überhaupt, Philipps III. insbesondere; so gab man denn jenen Entwurf auf und begnügte sich vorläufig mit freiwilligen Beiträgen einzelner Kirchen.

Aber die Münzspeculationen hörten nicht auf: man unternahm eine gewaltsame Veränderung des Münzsystems, welche die allerschlimmsten Folgen haben mußte.

Ein spanischer Schriftsteller, Saavedra, bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Die Münzen müssen rein sein wie die Religion. Sie sind die Augäpfel des Staats und wollen wie solche gehütet sein. Man kann nicht Hand daran legen ohne sie zu verletzen. Niemand kann die Folgen von Münzveränderungen im voraus berechnen. Unordnung im Münzsystem stürzt Alle und Alles in Verwirrung“.

Wie wenig man höhern Orts geneigt war solchen Wahrheiten ein Ohr zu leihen, zeigt das im Jahre 1603 angewendete Mittel dem Geldmangel abzuhelfen. Man prägte für die Summe von über 6 Millionen Dukaten Kupfermünze, deren Nominalwerth den Realwerth um das Doppelte überstieg. Der Gewinn für die Staatskasse betrug somit über 3 Millionen Dukaten, eine Summe, welche zu dem spanischen Budget jener Zeit in einem imposanten Verhältniß steht, da einem Gesandtschaftsberichte zufolge Karl V. von seinen europäischen Ländern ungefähr nur 4 Millionen Dukaten jährliche Einkünfte gehabt haben soll. Nun ist aber die Verdoppelung des Nennwerths der Kupfermünze nur der Anfang jener Finanzunternehmung. Man blieb dabei nicht stehen, sondern erhöhte den Nominalwerth der Kupfermünze auf das Vierfache, dann auf das Fünffache, ja bei dem Biographen Philipps III., Watson, finden wir die Nachricht, daß man zuletzt es gewagt habe durch ein königliches Edict dem Kupfer einen

Nominalwerth zu verleihen, welcher dem Realwerth des Silbers fast gleichkam *).

Es war dieses ein Wechsel, den man auf die Allmacht der Staatsgewalt gezogen hatte. Die Folge sollte lehren, ob derselbe honorirt werden konnte. Man hatte in vollkommener Uebereinstimmung mit den Grundsätzen unsers russischen Nationalökonomem Ivan Possoschkow gehandelt. Derselbe hat ein Jahrhundert später den Grundsatz aufgestellt, daß man nicht die Menge des Silbers oder Goldes in einer Münze schätzen müsse, sondern das Ansehen der Staatsgewalt, welche sie ausgab. „Das Wort Seiner Majestät ist so mächtig, daß wenn er einer kleinen Kupfermünze den Werth eines Rubels beilegen wollte, diese Münze auch in alle Ewigkeit unveränderlich einen Rubel gelten würde“**), so schreibt er und schlägt die Einführung eines Münzsystems vor, welches dem spanischen Verfahren von 1603 sehr genau ähnlich steht. Man hat in Rußland dergleichen in der That versucht: im Jahre 1656 mit den obenerwähnten Kupferkopfen, welche der Zar Alexei ausgab, und im achtzehnten Jahrhundert mit kupfernen Fünfkopfenstücken, deren Nominalwerth den Realwerth um das Fünffache überstieg. Daß jene Doctrin von der Allmacht der Regierenden in der Praxis die Probe nicht besteht, hat Rußland wiederholt erfahren, aber die spanische Regierung glaubte fest an den Zauber der Staatsgewalt und dachte nicht an Beobachtung eines spanischen Gesetzes, auf welches später Ustariz hinwies und kraft dessen nur ein verhältnißmäßig geringes Quantum Kupfermünze in Spanien geprägt werden durfte.

Sehr bald nach der Kupfergeldemission von 1603 stellten sich die Folgen dieses Unternehmens ein. Die Handelsbilanz in Spanien war ungünstig, das baare Geld oder die edlen Metalle flossen ins Ausland ab, und die Menge des auf den Geldmarkt geworfenen Kupfergeldes steigerte dieses Mißverhältniß. Der Italiener Bimina, Gesandter am russischen Hofe zur Zeit der Kupfergeldemission des Zaren Alexei hat bei Gelegenheit dieses Finanzunternehmens die Ansicht ausgesprochen, daß dabei alles darauf ankäme, ob die Bilanz günstig oder ungünstig sei. Er bemerkt, in Spanien sei diese Speculation eben an der ungünstigen Handelsbilanz gescheitert, welche zur Folge gehabt habe, daß sofort nach dem Erscheinen des Kupfergeldes auch das letzte Silber und Gold in Münzen verschwun-

*) „The duke of Lerma raised the nominal value of the copper coin, which by a royal edict was made nearly equal to that of silver“. p. 127.

**) Сочинения Ивана Посошкова, Москва 1842 Bd. I S. 254.

den sei. Nach einer andern Notiz wurde das Silber so selten, daß man am Hofe 40 Procent Agio dafür bezahlte und daß die niedern Klassen selbst die 2 Realen, welche die Cruzadobulle kostete, nicht mehr in Silber aufbringen konnten.

War schon früher die Einfuhr ausländischer Erzeugnisse sehr bedeutend gewesen, so gesellte sich jetzt zu den bisher vom Auslande bezogenen Waaren noch eine neue, gegen welche Gold und Silber eingetauscht wurde: Kupfergeld.

Selbst in neuester Zeit ist die Ausbeute von Kupfer in Spanien sehr unbedeutend. Man kann annehmen, daß Spanien damals viel Kupfer vom Auslande bezog, aber noch vortheilhafter mußte es sein im Auslande gefertigtes spanisches Kupfergeld einzuführen, um mit demselben das aus Spanien strömende Edelmetall zu bezahlen. Die Ausländer überschwemnten Spanien mit Kupfer; die Kaufleute der halben Welt, vor allen aber die Holländer beeilten sich ihr Kupfer nach Kastilien zu bringen, wo es hoch stand. Wir besitzen keine Nachrichten darüber, ob in Spanien selbst Falschmünzerei betrieben worden sei. Die Mauren waren zur Zeit dieser Kupfergeldemission noch nicht völlig vertrieben; sie mögen auch an dieser Art Falschmünzerei Theil genommen haben, wie wir denn wissen, daß sie viel falsches Silbergeld verbreiteten. In Rußland zur Zeit der Kupfermünzen Alexei's, in Frankreich zur Zeit Law's hatten die Großen des Reiches an den Geldoperationen bedeutenden Antheil durch gröbere oder feinere Falschmünzerei. In Rußland hatte der Schwiegervater des Zaren allein für seine Rechnung Kupfergeld zum Betrage von 200,000 Rubel prägen lassen. In Frankreich wird von Saint-Simon die Freigebigkeit des Regenten als Hauptursache des Sturzes der Bank und des „Systems“ bezeichnet. Er gab so viel, daß das Papier mangelte und die Mühlen dem Bedarf nicht genügten. Die Marschallin von Rochefort erhielt 400,000 Livres, der Herzog von Tresmes 300,000 Livres, Rouillé de Coudray 200,000 Livres u. s. f. Die Mutter des Regenten schreibt: „Mein Sohn hat mir für mein Haus 2 Millionen in Actien gegeben. Der König hat einige Millionen für sein Haus genommen; das ganze königliche Haus ist mit Actien bedacht worden, alle Kinder und Enkel Frankreichs und Prinzen von Gebüt“. Wer Macht und Einfluß hatte, ließ Bankbillets zu ungeheurem Betrage ohne auch nur scheinbare Gegenwerthe zu leisten für sich anfertigen. — Es ist nicht unmöglich, daß Lerma in ähnlicher Weise in Spanien sich bereicherte. Gewiß ist, daß sein kolossales Vermögen von 40 Millionen Dukaten wäh-

rend seiner Verwaltung erworben wurde und daß er nachmals verurtheilt worden ist zwanzig Jahre lang jährlich $1\frac{1}{2}$ Millionen an den Staat zu zahlen.

Daß aber auch das Publikum überhaupt an der Anfertigung des Kupfergeldes Theil genommen haben, ist mehr als wahrscheinlich. Es wird berichtet, daß verschiedene spanische Städte in dieser Zeit die Einfuhr von Kupfer sehr lebhaft getrieben haben sollen: so Cadix, San Lucar, Puerta de Santa Maria, Malaga, San Sebastian und Laredo. Das eingeführte Kupfer sollte ja doch wohl hauptsächlich in Geldform verwendet, also entweder an die Regierung verkauft werden oder wenigstens theilweise zur Falschmünzerei dienen, welche außerordentlich große Vortheile bot, so lange der künstliche Nominalwerth der Kupfermünzen sich einigermaßen erhielt.

Doch eben dieses war unmöglich. Das Publikum merkte den Unterschied zwischen Nominalwerth und Realwerth und das Kupfergeld fiel im Preise, wie schon aus der obenangeführten Coursnotiz von 40% zu ersehen ist.

Es wird berichtet, als habe es zuletzt in dem Königreich Kastilien 128 Millionen Kupfergeld gegeben *). Wie viel davon von der Regierung ausgegeben worden, wie vieles als Gefälschtes bezeichnet werden muß, kann nur die Specialforschung bei reichlicherem Material ermitteln, als uns zu Gebote stand. Eine solche Vermehrung des Geldquantums muß wohl allein hingereicht haben eine Geldkrisis herbeizuführen.

An eine Einlösung der Kupfermünzen wurde nicht gedacht. Und doch war eine solche Creditoperation über hundert Jahre früher bereits in Spanien gelungen. Im Kriege gegen Portugal hatte während der Regierung Isabella's von Castilien der Befehlshaber der spanischen Truppen, der Graf von Tendilla, um den Sold an die Truppen auszahlen zu können, Papiergeld ausgegeben. Man gab hiebei das Versprechen dieses Papiergeld später gegen Gold und Silber einzulösen, aber Niemand durfte sich weigern es in Handel und Verkehr anzunehmen. Der Credit war stark, es erfolgte keine Entwerthung und die Einlösung fand statt wie sie versprochen worden war **).

Das Unternehmen vom Jahre 1603 war kein solches Creditunter-

*) Weiss I. c. 128 Mil. — was? theilt er leider nicht mit, doch wohl Dukaten.

**) f. d. Abhandlung von Schäfer, Geschichtliche Darstellung des Finanz- und Steuerwesens in Spanien während der Regierung der katholischen Könige, in Schloffer's und Bercht's Archiv IV. S. 110.

nehmen. Man hatte durch das Kupfergeld eine gewaltsame Veränderung des Münzsystems herbeigeführt. Das ganze wirtschaftliche Leben war zerrüttet. Eine Stockung im Geschäftsbetrieb trat ein. Die Industriellen verbargen ihre Waaren, die Arbeit war unterbrochen, der Verkehr ruhte; von einem Ende des Königreiches bis zu dem andern empfand man die Krise. Allgemein vernahm man Klagen über die Regierung; der elende Zustand des Landes rühre von Perma her. Theuerung und Bankerott, Verfallen der übrigen Einnahmequellen des Staates, Verringerung der Steuerfähigkeit — solcher Art waren die Resultate eines Unternehmens, das möglich war, weil, wie Ustariz bemerkt, Philipp III. „taub war für die Stimme der Vernunft“.

Man sollte glauben, daß die Erfahrung hingereicht haben dürfte, um der spanischen Regierung die Lust zu ferneren Unternehmungen dieser Art zu benehmen. Doch nein! Noch zwei ganz ähnliche Finanzversuche finden wir in Spanien während des siebzehnten Jahrhunderts.

Der König Philipp IV. gab versilbertes Kupfergeld aus, dessen Nominalwerth viermal höher war als der Realwerth. Der Gewinn der Regierung bei dieser Operation betrug 24 Millionen, welche indessen sehr schnell für den Krieg gegen Portugal ausgegeben waren. Aus den Depeschen des französischen Botschafters in Spanien, welche sich im Archiv zu Paris befinden, wissen wir, daß auch dieses Unternehmen von denselben Folgen begleitet war, wie jenes vom Jahre 1603. Die Holländer brachten wieder in großer Menge falsches Geld, mit welchem alle Provinzen überschwemmt wurden. Nur Catalonien, welches die Annahme dieser neuen Münze auf das Entschiedenste verweigert hatte, blieb von dem allgemeinen Ruin verschont. Weil auch bei diesen Münzen die Entwerthung eintrat, sah die Regierung sich genöthigt den Nominalwerth derselben plötzlich auf die Hälfte herabzusetzen, worauf der Preis aller Waaren sogleich in demselben Verhältniß stieg, ein großer Mangel an Lebensmitteln eintrat und der ganze Verkehr ins Stocken gerieth. Es liefen Gerüchte um von noch ferner bevorstehender Reduction des Nominalwerthes der Münzen. Die Unsicherheit entmuthigte Alle.

Ein ähnliches Spiel wiederholte sich unter Karl II. Es wurden geringhaltige Münzen mit Zwangscours ausgegeben, plötzlich verrufen und eingezogen, wobei Papiergeld von sehr zweifelhafter Einlösbarkeit ausgegeben wurde. Theuerung und Verwirrung war auch hier die unmittelbare Folge.

Solcher Art waren die Pagenstreiche, welche die spanischen Könige aus dem Hause Habsburg an ihrem Volke verübten. Um so ungeheure Entwürfe auszuführen, wie die späteren Habsburger von Karl V. und Philipp II. geerbt hatten, brauchten sie unermessliche Geldmittel und der Aufgabe, diese herbeizuschaffen, waren sie nicht gewachsen. Die Könige ließen ihre Minister regieren, und diese experimentirten mit dem spanischen Volksvermögen mehr wie Indusirieritter und Hazardspieler als wie Minister, welche irgend Jemandem Rechenschaft über ihre Verwaltung abzulegen hätten.

Das Maß der Habsburger war voll. Als der letzte dieses Hauses sterbend in seinem Palaste lag, tobte die Menge draußen mit dem Geschrei: „Das schlechte Regiment soll sterben,“ und als die Königin, auf den Balcon des Palastes heraustretend, flehte, dem Sterbenden Ruhe zu gönnen, da verlangte das Volk, der König solle doch herauskommen und sehen wie sein Volk Hungers sterbe. — Jener Weise, welcher einige Jahrhunderte früher den Ausspruch gethan hatte: „der beste und unverlierbarste Schatz des Königs ist sein Volk, wenn es gut regiert wird,“ war selbst ein König gewesen.

II.

Die Finanzmänner des Mittelalters nahmen bei eintretender Geldverlegenheit ihre Zuflucht zu Münzverschlechterungen; in der letzten Zeit sind viel complicirtere Creditoperationen an die Stelle jener getreten. Das Staatsschuldenwesen bildete sich aus. Man hilft dem Uebelstande rascher und wirksamer ab durch Ausgabe von Papiergeld, und der steigende Staatsbedarf drängt die Regierenden nur allzuoft dazu dieses Mittel anzuwenden. Die Geldkrisen nehmen noch größere Dimensionen an. Der Privatspeculation ist mehr als je Thür und Thor geöffnet. Der Zusammenhang zwischen Staats- und Volksvermögen tritt klarer als je hervor. Die Verantwortlichkeit der Regierenden steigert sich.

Man kann jene Finanzunternehmungen der habsburgischen Könige in Spanien, welche nur auf Münzverschlechterungen hinausliefen, zu den Finanzkünsten des Mittelalters zählen. Der Begriff des Staatscredits tritt dabei nur in der rohesten Form auf. Die Einlösbarkeit der neuen Münzen fehlt noch: sie sollen nicht sowohl eine gewisse Geldsumme repräsentiren als diese Geldsumme in der That sein. Man begeht denselben Fehler, den man begehen würde, wenn man bei eintretendem Tuchmangel

die Elle kleiner machte. Die Kluft zwischen Real- und Nominalwerth wird größer und Preisrevolutionen, Geldkrisen sind unvermeidlich.

Bei Papiergeld tritt der Gedanke an ein Verhältniß zwischen Real- und Nominalwerth zurück, der Begriff der Einlösbarkeit in den Vordergrund. In den dunkelsten Formen schwebte die Idee des Staatscredits den Finanzmännern vor, welche es wagten die Münzen zu verschlechtern; jetzt gewinnt diese Idee festere genauere Umrisse. Das Spiel wird ein höheres, weil es sich um größere Beträge handelt, aber zugleich fühlen die Regierenden die Controle der Regierten; sie werden an die Grenzen ihrer vermeintlichen Allgewalt erinnert und der Börsencours der Staatspapiere wird ein Barometer der politischen Atmosphäre. Gleichzeitig aber ist dem Publikum mit Entwicklung der Idee des Staatscredits ein Tummelplatz für die Speculation geschaffen, auf welchem ganz neue Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens sich abspielen. Auf dieser Bühne sieht man Ausstritte ganz neuer Art und ein neuerer Nationalökonom hat mit Recht von der Zeit Law's bemerkt: „in der Straße Quincampoix habe des moderne Drama der Hauffe und Bauffe zu spielen begonnen, welchem die Völker als Mitspielende in athemloser Spannung zuschauen.“

Es giebt eine Finanzepisode, welche genau in der Mitte steht zwischen jenen plumpen Versuchen der Münzverschlechterungen des Mittelalters und den auf wissenschaftlicher Grundlage unternommenen Creditoperationen der neuesten Zeit. Wir meinen jene unheilvolle Kupfergeldunternehmung in Schweden, welche in der Zeit der Verwaltung des Freiherrn von Görz spielt und sein Blutgerüst hat erbauen helfen. Im äußern Verlauf sind die Schicksale der berücktigten Kupferthaler in Schweden durchaus analog mit dem oben besprochenen Kupfergelde in Spanien oder mit den Kupferkopfen Alzei's; in der Anlage jedoch ist diese Operation wesentlich von den andern Operationen unterschieden und kann recht wohl mit den neuesten Versuchen von Papiergeldemissionen verglichen werden. Als Urheber der Unternehmung wurde der Freiherr von Görz bezeichnet, jener allmächtige Minister Karls XII., der zu den ausdrucksvollsten Exemplificationen für das in dem Zeitalter des Absolutismus entstandene Verzeirat zählt. Hazardspieler wie der König selbst, Durchdrungen von dem Gefühl der Allmacht beim Herrschen über die Millionen wie dieser, dabei vielseitiger begabt und bedeutender gebildet als Karl XII., konnte Görz seine Stellung ausbeuten, um mit Schweden zu experimentiren und die neuen Theorien vom Credit in der Praxis zu erproben. Wie Law brannte

er vor Ungeduld die wichtigsten ökonomischen Probleme zu lösen, wie dieser hielt er es für möglich durch das Erzeiren imaginärer Werthe Wohlstand zu schaffen, und wie die Zeit des „Systems“ in Frankreich eine Revolution auf wirtschaftlichem Gebiete erlebte, so ward auch Schwedens Wohlstand in seinen tiefsten Grundlagen erschüttert durch die tollen Finanzexperimente, an denen Görz Theil hatte.

Und in der That nicht die ganze Verantwortlichkeit für das in Folge der Kupferthaleremission über Schweden hereingebrochene Unheil trägt der Freiherr von Görz. Seiner Allmacht war eine Grenze gesetzt durch die Launen des Königs, durch die Intriguen der Bureaucratie, welche ihn als Fremden und Eindringling haßte, und durch die Machinationen eines Adels, welcher in ihm sowohl den Vertreter des Absolutismus als auch den Ausländer verfolgte und schließlich zu Fall brachte.

Ebenso gewiß als Law und Görz zu den sehr Wenigen gehörten, welche am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bereits tiefer in das Wesen des Credits eingedrungen waren, ebenso gewiß ist es, daß die Finanzunternehmungen, welche ihren Namen tragen, nicht in allen ihren Phasen als ihr Werk bezeichnet werden können. Ihre Pläne wurden durchkreuzt, der Unverstand erlaubte sich Eingriffe in ihre Anordnungen, Ränke haben ihr System durch Uebertreibung zu Falle gebracht.

Wir kennen Law's Ansichten über den Credit und das Geldwesen genauer als diejenigen des Freiherrn von Görz. Indessen erfahren wir aus den mancherlei Finanzgutachten, welche der letztere schrieb wenigstens so viel, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß dasjenige, was in Schweden zur Abhülfe der Geldklemme geschah, oft genug in Widerspruch stand mit den Theorien des Freiherrn. Als Schwedens Finanzen durch den nordischen Krieg und die abenteuerlichen Unternehmungen des Königs zerüttet waren und der Entwurf aufstauete, Nothmünzen auszugeben, als bereits über diesen Entwurf zwischen dem Könige und den Regierungsorganen in Stockholm verhandelt wurde, da schrieb Görz ein Gutachten, in welchem er mit größtem Nachdruck auf die Nothwendigkeit hinwies einlösbares Creditgeld auszugeben. Er stellt Untersuchungen an über das Verhältniß des Einlösungsfonds zu dem im Umlauf befindlichen Quantum des Creditgeldes. Er verstand die Operation durchaus nur als Creditoperation; die auszugebenden Kupferthaler sollten Geld vorstellen, nicht Geld sein. Durch mancherlei Mittel sollte das Publikum vor allem Verlust bewahrt bleiben.

Law bemerkt einmal: „Auf solider Basis eingeleitete Creditoperationen können unermeßlichen Vortheil bringen, in dem andern Falle können sie leicht verderblich werden. Deshalb prüfe man alle Bedingungen solcher Operationen recht, ehe man dergleichen unternimmt.“ Der bekannte Finanzhistoriker Forbonnais sagt: „Noch mehr Vorsicht muß man bei Creditoperationen in Staaten ohne Volksvertretung beobachten, weil hier Vertrauen und Mißtrauen sehr rasch wechseln.“ Görz gedachte, auf solche Grundsätze sich stützend, der Kupfergeldemission ziemlich enge Schranken zu ziehen. Er schlug vor, etwa 2 Millionen Thaler davon zu prägen. Man prägte in seiner Abwesenheit, während die Geschäfte der auswärtigen Politik seine Gegenwart auf dem Festlande verlangten, unverhältnißmäßig viel, bis man zuletzt nach und nach 34 Mill. Thaler ausgegeben hatte. Durch den Bericht eines Zeitgenossen wissen wir, daß Görz bei seiner Rückkehr über die Ausgabe so enormer Summen Creditgeld bestürzt gewesen und die ausdrückliche Bemerkung gemacht habe, daß es keineswegs seine Absicht gewesen sei, dem Unternehmen eine solche Ausdehnung zu geben.

An eine Einlösbarkeit dieser „Münzzeichen,“ wie man sie nannte, war bei so großen Summen nicht zu denken. In der officiellen Correspondenz zwischen dem Könige und den Behörden vor der Emission der „Münzzeichen“ wird zu wiederholten Malen erwähnt, sie sollten einlösbar sein, damit niemand Schaden leide. In dem Concept einer nicht veröffentlichten Bekanntmachung ist ausdrücklich gesagt, daß in Stockholm Büreaux eingerichtet sein würden, wo jeder Präsentant von Münzzeichen auf Verlangen Gold- oder Silbermünze dagegen erhalten könne, jedoch nicht zu geringeren Summen als zu 200 Thalern jedesmal. Später hat man sich dann wahrscheinlich in Ermangelung eines Baarfonds anders besonnen und so heißt es denn in den zuletzt veröffentlichten Bekanntmachungen, daß diese Creditmünzen so lange in Umlauf bleiben würden, bis es dem Könige gefallen werde sie abzuschaffen, bei welcher letzteren Gelegenheit die Inhaber der Münzzeichen entweder baares Geld oder Staatsschuldsscheine erhalten sollten. Damit war denn deutlich gesagt, daß man von einer Einlösbarkeit im eigentlichen Sinne absehe und daß die Münzzeichen durchaus an die Stelle des andern Geldes treten sollten, bis das frühere Münzsystem wieder eintrete. Wann letzteres der Fall sein sollte, wußte niemand. Eine solche Einlösbarkeit war eben keine und es fragt sich nun, ob bei diesen Verhältnissen der Nominalwerth der Münzzeichen, welcher deren

Realwerth um das 100—400fache übertraf, sich auf seiner künstlichen Höhe würde erhalten können. Dies war nur durch Zwangscours möglich. Sowohl Görz als Law hielten den Zwangscours für eine Hauptbedingung des Gelingens ihrer Unternehmungen.

Als Laws System zu wanken anfang und das Vertrauen zu dem von ihm geschaffenen Papiergelde zusammenzubrechen drohte, wandte er sich wiederholt mit publicistischen, in Briefform abgefaßten Abhandlungen an das Publikum, in denen er seine Ansichten über die von ihm geleiteten Unternehmungen mittheilte und erläuterte. In einer derselben redet er dem Zwangscours das Wort, und stellt die Forderung, jeder solle verpflichtet sein, seine Creditpapiere in Zahlung anzunehmen. „Kein Credit, heißt es weiter, besteht ohne Gesetz und Statut! Selbst das Metallgeld bedarf derselben, und die Masse des Volks würde nie eine Münze annehmen, zu deren Zurückweisung irgend Jemand das Recht hätte.“ Bei diesen Ansichten kommt wohl Law zu dem Ausspruch: „Das Geld kann aus Stoffen bestehen, welche an und für sich keinen Preis haben oder doch einen so niedern, daß derselbe gar nicht in Betracht kommt. Der Fürst muß die Menge der Geldzeichen nach Bedürfniß des Staates und des Handels mehren oder mindern. Gold und Silber sind Waaren wie andere Dinge auch. Je mehr davon zu Münzen verbraucht wird, desto mehr wird dadurch dem Handel entzogen, was ebenso zu beklagen ist, als wenn man einen Theil der im Lande vorhandenen Wolle und Seide wegnähme, um Uebertragungszeichen daraus zu machen. Dem Staate gehört alles baare Geld. Der Staat aber wird in Frankreich durch den König repräsentirt. Das Geld gehört ihm, wie die Landstraßen, die er nicht deshalb besitzt, um sie seinen Domainen einzuverleiben, sondern um zu verhindern, daß kein Unterthan sie sich aneigne. Wie es dem Könige zusteht die Landstraßen des öffentlichen Nutzens wegen einer Umänderung zu unterwerfen, so ist es ihm erlaubt das Metallgeld durch ein für das Publikum vortheilhaftes Uebertragungszeichen zu ersetzen, dessen Annahme er selbst nicht verweigert“.

Hier sind Wahrheit und Irrthum, überzeugungsvolle Argumentirung und Sophisterei dicht beieinander. Die Grenzen für die Thätigkeit des Staates waren in jener Zeit so weit gesteckt, daß man in der That ähnliche Ansichten verbreitet findet. Görz war ebenfalls nicht im Zweifel darüber, daß der Staat berechtigt sei, den Nominalwerth der von ihm ausgegebenen Münzen mit Zwang aufrechtzuerhalten. Als es in Schwe-

den vorkam, daß die Annahme der Münzzeichen von Kaufleuten, Handwerkern, Bergwerksarbeitern verweigert wurde, war er aufgebracht, drohte mit strengen Strafen. Damit bewies er, daß nach jener Ansicht Credit und Zwang wohl verträglich sein sollten. Auf den Credit sollte sowohl bei Görz's als bei Law's Unternehmungen alles gegründet sein; dieses beweist die Erläuterung Görz's über den Einlösungsfonds und manche Auseinandersetzung Law's. Als man dem Letzteren bei seinen kühnen Entwürfen in Betreff einer Papiergeldemission einwendete, der Regent würde der Versuchung nicht widerstehen können sich der klingenden Münze zu bemächtigen, antwortete er: „der Regent wird nicht so thöricht (fou) sein seinen eigenen Ruin dadurch herbeizuführen, indem er sein Papiergeld in Mißcredit bringt.“ Er hatte also doch das Bewußtsein davon, daß Vorsicht, Takt und Berechnung bei dem Unternehmen — das Gegentheil von Zwang — die Hauptbedingung des Gelingens seien. Aber in einem Zeitalter, wo der Staat sich für allgewaltig, wo die Regierenden sich für berechtigt hielten, die Regierten auszubeuten, wo man auf die Unmündigkeit und Ohnmacht des Publikums speculirte, dachte man selten daran vorsichtig, taktvoll, besonnen in dergleichen Dingen zu verfahren. Der Zar Alexei nahm die edlen Metalle an sich und ließ dem Publikum das schlechte Kupfergeld, in Frankreich bereicherten sich die Großen auf Kosten der Masse und auch in Schweden kam es zu solchen Durchstechereien, deren Urheber wir nicht alle kennen, die aber natürlich den Credit, wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein konnte, untergruben.

Das Verhältniß des Creditgeldes zu den edlen Metallen gehörte zu den schwierigsten Momenten des Münzzeichenunternehmens. Gleichzeitig mit dem Erscheinen eines Agio's auf Münzzeichen, welches nach den frühesten uns bekannten Notirungen anfänglich nur 4—6 % betrug, sehen wir sowohl von Seiten der Regierung als auch von Seiten des Publikums das Streben, möglichst viel edles Metall an sich zu ziehen, und dieses Verfahren mußte das Mißverhältniß immer mehr steigern. Das Agio und das allseitige Streben nach edlem Metall stehen in Wechselwirkung zu einander.

Die schwedische Regierung erklärte, manche Steuern nur in Silbergeld erheben zu wollen. Bei öffentlichen, von der Regierung veranstalteten Versteigerungen weigerten sich die Beamten Münzzeichen in Zahlung zu nehmen; entweder sie verlangten Silbergeld oder sie wollten, wenn die Zahlung in Münzzeichen geschehe, eine Berechnung des Agio's auf Silber d. h. Preiserhöhung eintreten lassen. Es war, als ließe die Regierung

die Maske fallen und offenbare ihre Habsucht in ihrem ganzen Umfange. Was war natürlicher, als daß die Privatleute ähnlich verfahren; überall trat das Streben auf, alles baare Geld an sich zu ziehen, es aufzuspeichern, es dem Verkehr zu entziehen. Silber und Gold verschwanden fast völlig aus dem Verkehr und diese bedenkliche Erscheinung veranlaßte die Regierung wiederum zu einer Reihe von Maßregeln, welche wohl lykurgisch genannt werden können. Es erschien die Verordnung: man solle alle Gold- und Silbermünzen in die Kronkassen abliefern, um dagegen Münzzeichen zu erhalten. Wer es wagte Silbergeld ins Ausland zu schicken, sollte zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken verurtheilt werden. Diese Strafe sollte selbst diejenigen treffen, welche von einem solchen verbrecherischen Ausfuhrhandel wußten und es unterließen denselben der Obrigkeit anzuzeigen. Zuletzt wurde auf das strengste verboten, Silber und Gold in aller und jeder Form, gleichviel ob bearbeitet oder in Barren, bei sich zu haben. So war man denn bei einem Terrorismus angelangt, wie er in ähnlicher Weise nur selten aufgetreten ist.

Einen ganz ähnlichen Verlauf nahm die Law'sche Finanzunternehmung. Auch hier Luxusgesetze, Ausfuhrverbote, Beschränkungen aller Art. Vom März 1720 sollte allen französischen Untertanen das Tragen von Diamanten, Perlen und kostbaren Steinen bei Strafe der Confiscation und 10,000 Livres Geldbuße verboten sein. Gleichzeitig wurde allen Goldschmieden, Silberarbeitern und Juwelieren untersagt Gegenstände von Gold, welche über eine Unze schwer waren, zu fertigen, auszustellen und zu verkaufen. Mit allen Mitteln beförderte man in Schweden wie in Frankreich das Sykophantenwesen, indem man die Angeber solcher Vergehen hoch belohnte. Das Publikum hatte den richtigen Instinkt mit den Gold- und Silbermünzen an sich zu halten, aber Law predigte das Entgegengesetzte, indem er sich in einem offenen Brief an das Publikum u. A. mit folgenden Auseinandersetzungen wandte: „Ihr habt nur insoweit einen rechtlichen Anspruch auf das Geld, als Ihr es zur Befriedigung Eurer Wünsche und Bedürfnisse durch Eure Hände gehen lasset. Diesen Fall ausgenommen, gehört sein Gebrauch Euren Mitbürgern an, und Ihr könnt ihnen denselben nicht entziehen ohne eine öffentliche Ungerechtigkeit und ein Staatsverbrechen zu begehen, dessen ich Euch nicht für fähig halte. Das Geld trägt das Gepräge des Fürsten und nicht das Eure, um anzuzeigen, daß es Euch nur als Umlaufsmittel gehört und niemand berechtigt ist sich dasselbe zu andern Zwecken anzueignen.“

Zimmer schärfer formulirte man diese Anstchten. Vom 1. Mai 1720 an durfte niemand ein Goldstück besitzen; vom 1. Januar 1721 an sollte kein Franzose oder Fremder sich unterstehen Silber oder Silbergeld bei sich aufzubewahren.

Aber was halfen solche Maßregeln? Das Publikum war einmal zu der Einsicht gelangt, daß das Papiergeld und die Actien eben nur imaginäre Werthe mit sehr schwankendem Course darstellten. Diese imaginären Werthe wurden auf den Markt geworfen und Jeder suchte möglichst viel Real- und Gebrauchswerthe an sich zu ziehen. War in der Zeit des Steigens der Actien und Werthpapiere das Begehren darnach so enorm gewesen, daß die Straße Quincampoix, wo die Comptoirs der Speculanten sich befanden wohl schlechtweg als „la rue“ bezeichnet wurde, daß in dieser Straße Menschen erdrückt wurden, daß der Miethzins selbst für die elendesten Winkel und Löcher in dieser Straße ins Unermeßliche stieg; so wurde bei dem Fallen der Course der Waarenhandel mit einer beispiellosen Leidenschaftlichkeit betrieben. Man kaufte Metallgeld, Landgüter, Silbergeschirre, Häuser, Diamanten. Man raffte alle nur edellichen Waaren zusammen. Von Minute zu Minute ward das Treiben dieser „réaliseurs,“ wie man sie nannte, beunruhigender. Der Preis aller Waaren stieg ins Ungemessene. Jemand ließ sich in die Krämerzunft aufnehmen und kaufte alle Specereien auf, ein Anderer suchte möglichst viel Lebensmittel an sich zu bringen. Der Herzog von Antin kaufte soviel Seiden- und Wollenstoffe als möglich war, der Marschall von Estrées Kaffee und Chocolate, der Herzog von la Forte Talglichter. Als der letztere nach Law's Sturze vor die Schranken des Parlaments-geladen wurde, fanden sich in seinen Magazinen u. A. 40 Kisten Thee, mehrere Kisten Apothekerwaaren, eine Menge chinesisches Jächer und ein ungeheures Lager von Porzellanwaaren aus Japan. Es war nur durch die ungeheure Preissteigerung zu erklären, daß sich noch Verkäufer fanden, welche Papiergeld in Zahlung nahmen. Aber freilich, die Tuchhändler in Paris z. B. trieben den Preis der Tücher von Abbeville auf 60 Livres für die Elle hinauf.

Was konnte Law gegenüber einer solchen Realisationswuth ausdrücken? Das Publikum sah sich wie in einem Schiffbruch. Jeder hielt sich an das, was ihm in die Hände fiel, um nur etwas zu retten. Ein Kaufmann, welcher 4 Ellen Goldstoff um 1000 Livres verkauft hatte, während die Elle in baarem Gelde nur 90 Livres kostete, wurde von Law darüber zur Rede gestellt und antwortete demselben: „Monseigneur, verbrennen Sie

meinen Stoff und es bleibt Ihnen noch ein Werth in Händen; verbrennen Sie dagegen eine Banknote von 1000 Livres, so bleibt Ihnen nichts als ein kleines Häufchen Asche.“ Der Zauber war von dem Papiergelde gewichen. Mit dem Realistren war der Wendepunkt des Systems eingetreten.

Die Regierung schalt und drohte. Man machte den Versuch die Waaren in officiellen Läden wohlfeil zu verkaufen, mußte aber dabei manche Beschränkung eintreten lassen, wie denn z. B. an eine und dieselbe Person nicht mehr Stoff von einer Farbe, als zu einem Kleide nöthig war, verkauft werden durfte. Das Reisen ins Ausland wurde verboten, damit die Realisateurs nicht mit den gewonnenen Schätzen flüchteten und allerdings soll ein gewisser Bernezobre 40 Millionen nach Preußen in Sicherheit gebracht haben. Es war zu spät die Habsucht und den Eigennutz der Realisateurs zu tadeln. Der Tadel traf Alle ohne Ausnahme. Die Speculation nahm solche Dimensionen an, daß jede Kaffee- und Schenkwirtschaft sich in eine Börse verwandelte. Der Prinz Carignan, dem der Garten des Hotels Soissons gehörte, ließ dort 800 decorirte Buden bauen und vermietete sie zu 500 Livres monatlich. Die ganze Bevölkerung Frankreichs schien in eine Bande von Hazardspielern aufgelöst.

Solche Erscheinungen kehren bei ähnlichen Verhältnissen mit einer merkwürdigen Regelmäßigkeit wieder. In Rußland war nach der Ausgabe des Kupfergeldes, welches eine Entwerthung erfuhr, ebenfalls ein sehr ausgesprochenes Streben vorhanden, Lebensmittel, Silberzeug, allerlei Waaren, selbst Holz aufzukaufen. In Schweden konnten ähnliche Symptome einer Wirtschaftskrise nicht ausbleiben.

Die Kupferthaler überschwemmten das Land und das edle Metall verschwand aus dem Verkehr. Entweder die Regierung brachte es an sich, oder es wurde von Privaten verborgen. So streng die Ausfuhr von barem Gelde verboten war, so unmöglich erschien es dieselbe völlig zu hindern. Große Summen flossen in aller Stille und Heimlichkeit nach Holland, Hamburg u. s. f. Da ereignete es sich dann u. A., daß jemand die beträchtliche Summe von 70,000 Carolin nach Holland abschickte und zwar so heimlich, daß niemand außer dem Absender und dem Empfänger davon wußte. Der Absender starb bald darauf und die Erben ahnten nichts von der Existenz dieser Summe, bis der Empfänger einige Jahre später meldete, er habe keine Lust das fremde Geld noch länger aufzubewahren. Man erzählt sich, es seien Schiffe aufgefangen worden, beladen

mit großen Summen baaren Geldes, das dem Baron Görz gehörte. Auch andere Finanzbeamte, wie z. B. der Graf von der Rath sollen an diesen verbotenen Speculationen Theil genommen haben.

Gewiß ist, daß Manche während dieser Münzzeichenperiode große Vortheile hatten. Man speculirte mit dem Agio, kaufte Güter, Häuser, Waaren und alles Metall auf und zog später aus der immer weiter fortschreitenden Entwerthung der Münzzeichen Vortheil, indem man beim Wiederverkauf die exorbitantesten Preise verlangte. Es wird ausdrücklich berichtet, daß diejenigen, denen es gelungen sei große Einkäufe zu machen, sehr reich geworden seien; die Entstehung mancher Vermögen in Schweden datire von jener Krisis her. Besonders aufgebracht ist das Publikum später über die Detailhändler gewesen, von denen man annahm, sie hätten auf Kosten aller Uebrigen durch maßlose Preissteigerung gewonnen. Es ist wohl bei Abschaffung der Münzzeichen die Rede davon gewesen die Krämer zu zwingen einen Theil ihres angeblich unrechtmäßig erworbenen Vermögens wieder herauszugeben. Dieser Umstand erinnert an die Verordnung in Frankreich zu Law's Zeit, daß diejenigen Actionnairs, welche ihre Actien so ungeheuer hoch verkauft hatten, verpflichtet sein sollten eine ihrem frühern Besitz entsprechende Anzahl von Actien zurückzukaufen und so „einen Theil der dem Handel entzogenen Reichthümer diesem wieder zufließen zu lassen.“

Das sich steigende Agio auf die Münzzeichen oder deren Entwerthung verbreitete ein Gefühl der Unsicherheit, so daß Handel und Gewerbe stockten. Wer Vorräthe hatte, wollte sie nicht verkaufen, weil es kaum andere Zahlungsmittel gab als Münzzeichen. Die Märkte verödeten, der Verkehr zwischen den Städten und dem platten Lande stand still. Hunger und Elend waren die Folge. Hier und da fehlte es wirklich an Vorräthen. Der Krieg, die Unsicherheit der Schifffahrt, welche unter dem Kaperwesen litt, die Zwangsmittel der Regierung — alles hatte die Production in Schweden beeinträchtigt. Man rechnete den Verlust der Arbeitshände auf den Schlachtfeldern im Auslande zu Hunderttausenden, man beklagte die großen Summen Geldes, welche außer Landes gingen, um das Heer zu unterhalten, statt die Production im Lande zu fördern. Daß aber bedeutende noch vorhandene Vorräthe von Lebensmitteln u. dgl. sich dem Verkehre entzogen, sieht man u. A. aus einer Aeußerung, welche ein Reichstagsmitglied im Jahre 1719 machte: man klage wohl über Kornmangel, er aber kenne jemand, der 700 Tonnen Getreide besitze und auch bereit sei, sie zu ver-

kaufen, wenn man ihm nur ordentliches Geld dafür geben wolle und keine Münzzeichen. Noch deutlicher ist aus den theurungspolizeilichen Maßregeln der Regierung zu ersehen, daß die Inhaber von Vorräthen dieselben dem Verkehr zu entziehen bemüht waren.

Man hatte auf das strengste verboten wegen der Münzzeichen die Preise zu steigern und spernte Zuwiderhandelnde ein, legte ihnen hohe Geldbußen auf und drohte mit dem Galgen. Auf den Märkten sollten Spione den Detailhandel beobachten und die Strafbaren verhaften lassen. Diese Maßregeln wurden mit der größten Ausführlichkeit vorgeschrieben. Es war der Regierung so sehr um Ueberwachung des gesammten Verkehrslebens zu thun, daß wohl der Vorschlag auftauchte, die Handelsbücher aller Kaufleute zu prüfen, um daraus zu erfahren, ob sie die Preise für ihre Waaren erhöht hätten. Nicht immer gelang es die Geschäfte heimlich abzuschließen, so daß man immer furchtsamer wurde und zuletzt ganz von dem Markte fortblieb. Die Regierung drohte die Bauern hängen zu lassen, welche sich weigerten ihr Korn zu verkaufen. Jeder mußte ein Verzeichniß der in seinem Besitz befindlichen Waaren einreichen. Alle Vorrathskammern, Keller, Waarenschuppen u. s. f. wurden von Soldaten untersucht. Man nahm den Privatleuten weg, so viel man wollte und ließ z. B. den Bauern bisweilen nur so viel Korn als sie zur Aussaat und zu ihrem eigenen Bedarf brauchten. Die Regierung legte große Magazine an, bestimmte für alle Waaren feste Preise, nahm den ganzen Eisenhandel in die Hand und suchte durch alle nur erdenkliche Mittel Production und Consumtion zu leiten, zu organisiren. „Schweden ist wie eine belagerte Festung, urtheilte Görz, und in einer solchen muß ein jeder seinen ganzen Besitz zur Verfügung Aller stellen.“

Es scheint in der That, daß der König und Görz als unmittelbare Urheber dieser Zwangsmaßregeln bezeichnet werden können. Manche Neußerung Karls XII., mancher Brief des Freiherrn v. Görz lassen kaum einen Zweifel darüber zu, daß sie die Verantwortlichkeit dieser Regierungsweise tragen. Görz verachtete Schweden und der König soll offen geäußert haben: es komme ihm nicht sowohl auf die Liebe als auf den Gehorsam der Unterthanen an. Hatte man sich einmal zur Emission solcher Creditmünzen entschlossen, so mußte man nothwendig ihren Nominalwerth mit Strenge aufrecht zu erhalten suchen. Hatte man die Naturgesetze des Wirtschaftslebens verhöhnt, so mußte man mit Gewalt das selbstgeschaffene System zu stützen bemüht sein. Eine Brutalität folgte der andern, ein

Fehler enthielt den Keim zu einer langen Reihe anderer, es war eine Kette von Mißgriffen bis zum Entschluß zu einer Reform des Münzwesens. Und diese Reform mußte einen gewaltsamen Charakter haben. Die Entwerthung war zu weit gediehen, als daß man hätte hoffen dürfen mit polizeilichen Mitteln das Agio verschwinden zu machen. Die Münzzeichen galten im Handel und Verkehr nur etwa ein Viertel ihres ursprünglichen Werthes. Ehe man das Agio noch weiter steigen ließ, war es besser auf Abschaffung dieser unheilvollen Münzen zu denken.

Karl XII. fiel mittlerweile in den Laufgräben der Festung Frederikshall. Mochte sein Ende von Feindeshand herbeigeführt worden, mochte er als Opfer einer Partei in Schweden gefallen sein, sein Tod bezeichnete einen Wendepunkt in Schwedens Geschichte. Die absolute monarchische Gewalt räumte ihren Platz der Oligarchie. Das während der Regierungen Karls XI. und Karls XII. zurückgedrängte ständische Element machte sich wiederum einmal geltend. Schon bei Lebzeiten Karls XII. hatte man oft an eine Staatsumwälzung zu Gunsten des gemäßigtesten Adels gedacht. Seine langjährige Abwesenheit im Auslande beförderte solche Umtriebe. Man hatte seine Schwester Ulrike Eleonore schon lange auf dem Thron gewünscht, um die Formen einer scheinbaren Monarchie zu erneuern. Jetzt, nach dem Tode Karls, bestieg sie den Thron. Ihre Regierung begann mit Concessionen an den Adel. Der Reichstag im Jahre 1719 läßt die Ueberlegenheit der privilegierten Klassen in der evidentesten Weise erkennen.

In der willkürlichen Herabsetzung des Nominalwerthes von Münzen durch die gesetzgebende Gewalt ist stets eine Art Staatsbankerott beschlossen. Alle Inhaber dieser Münzen verlieren und man darf dabei wohl an Mirabeau's Worte erinnern: „Qu' est — ce donc que la banqueroute, si ce n'est le plus cruel, le plus inique, les plus désastreux des impôts?“ Im Mittelalter geschah es wohl, daß in Frankreich die Staatsgewalt den Werth der Münzen in einer Woche zwei- oder gar dreimal veränderte. Der Zar Alexei setzte im Jahre 1663 den Nominalwerth der Kupfermünzen auf den hundertsten Theil herab. Die Gegner Law's in Frankreich brachten eine ähnlich gewaltsame Maßregel zu Stande, welche die Erbitterung gegen Law hervorrief. Als der Cours der Actien und Banknoten eine schwindelnde Höhe erreicht hatte, da erklärte plötzlich die Regierung, „der hohe Preis des Geldes habe dem Lande mehr Nachtheil zugefügt, als alle die Kosten der Kriege Ludwigs XIV.“ Daher sollte der Nominal-

werth der Actien und Banknoten jeden Monat um $\frac{1}{16}$ ihres Werthes herabgesetzt werden. Die Wirkung dieser Verordnung war eine ungeheure, die Wuth der Papierbesitzer grenzenlos. Das Volk war so aufgebracht gegen Law, daß man ihn tödten wollte, während nicht er, sondern d'Argenson der Urheber jener Verordnung war.

Ähnliche Willkür herrschte in Schweden in Betreff der Münzzeichen. Man hatte Münzzeichen mit verschiedenen Stempeln ausgegeben, deren jedes eine Weile im Umlaufe war, um von einem andern ersetzt zu werden. Es geschah dieses, um die Falschmünzerei zu erschweren. Niemand wußte, wie lange die Münzzeichen von einem gewissen Stempel im Umlauf sein würden; niemand wußte, wann der Zeitpunkt eintrete, wo die Münzzeichen mit einem gewissen Stempel plötzlich eingezogen als Scheidemünze von sehr geringem Werthe wieder ausgegeben werden sollten. Da nun beim Einziehen der verschieden gestempelten Münzzeichen stets einige Tausende von jedem Stempel in den Händen des Publikums blieben und die Inhaber dieser Kupferthaler, plötzlich statt dieser nur sehr geringe Scheidemünze in Händen hatten, so war dieses natürlich mit großen Verlusten verbunden. Keinen Augenblick war man sicher gegen solche plötzlich eintretende Reduction des Nominalwerthes der Münzzeichen. Doch waren solche Verluste, welche nur einen Theil des Publikums trafen nur ein Vorspiel zu dem Staatsbankerott, der auf dem Reichstage von 1719 beschlossen wurde.

Bei Karls XII. Tode waren 24 Millionen Thaler in Münzzeichen im Umlauf. Fast einstimmig sprach man sich auf dem Reichstage für Abschaffung derselben aus. Wenn aber die Inhaber von Münzzeichen als Creditoren des Staates auftreten, wenn die Münzzeichen eine Staatsschuld darstellen sollten, so mußte das Princip der Einlösbarkeit der Münzzeichen festgehalten werden. Karl XII. hatte bei der Emission dieser Münzzeichen feierlichst versprochen, daß die Inhaber von Münzzeichen deren vollen Werth in Gold, Silber oder in Staatsschuldsscheinen erhalten sollten. Mittlerweile war aber, wie aus vielen uns erhaltenen Coursnotizen hervorgeht, der Nominalwerth der Münzzeichen auf 25—50% gefallen, und ferner stellte sich die beklagenswerthe Thatsache heraus, daß es durchaus an einem Baarfonds fehlte, und so entstand denn auf dem Reichstage die Frage, wie die Abschaffung der Münzzeichen wohl in einer Weise bewerkstelligt werden könnte, daß die Inhaber der Münzzeichen nicht allzuschwer

davon betroffen würden und daß der Staat wiederum nicht allzugroße Verpflichtungen übernähme.

Auf das umständlichste wurden diese Fragen erwogen. Duzende von Gutachten wurden vorgetragen; sehr originelle Ideen tauchten auf. Jemand beantragte die Münzzeichen durch eine Lotterie abzuschaffen, bei welcher der Einsatz 100 Thaler in Münzzeichen und der Gewinn in Titeln, Ehren, Orden bestände. Andere wollten, daß der Staat seine Domainen verkaufte, um einen Einlösungsfonds zu schaffen. Noch Andere hofften, daß der Verkauf alter Kanonen, welche im Kriege erbeutet waren, so viel abwerfen würde um einen Einlösungsfonds bilden zu können. Viele schlugen statt einer Einlösung eine allmältige monatlich oder jährlich eintretende Werthreduction der Münzzeichen vor, bis zuletzt Real- und Nominalwerth der Münzzeichen einander entsprächen.

Da man bei dem Princip der Einlösung der Münzzeichen stehen blieb und da es unmöglich schien die Münzzeichen zum vollen Nominalwerth einzulösen, so handelte es sich um Feststellung des Sazes, zu dem die Inhaber der Münzzeichen Gegenwerthe erhalten sollten. Adel und Geistlichkeit zeigten ein hartnäckiges Streben den Einlösungssatz möglichst niedrig zu stellen und vertheidigten den Staatsbankerott in aller Weise. Bürger und Bauern suchten im Gegentheil auf der Einlösung zum vollen Nominalwerth zu bestehen. In leidenschaftlicher Weise standen die verschiedenen Gruppen auf dem Reichstage einander gegenüber. Der Adel beantragte gegen die Münzzeichen 25% von deren Nominalwerth in Papiergeld auszugeben, die Bürger bestanden darauf wenigstens 50% zu erhalten, die Bauern protestirten auf das entschiedenste gegen allen und jeden Staatsbankerott. Klagen, Verwünschungen, Vorwürfe wurden laut. Die andern Stände klagten den Bürgerstand an, er habe besonders im Kleinhandel sich unrechtmäßig durch Preissteigerung bereichert, der Adel verachtete die Drohungen der Bauern, sich den Beschlüssen des Reichstages nicht fügen zu wollen, die Bauern erklärten keine andern Gegenwerthe als edles Metall nehmen zu wollen. Es stellte sich heraus, daß Viele nur Münzzeichen und gar keine andern Geldsorten besaßen. Man erhitzte sich. Die Stände beriethen jeder in einem besondern Raume. Die Deputationen der verschiedenen Stände bei den Uebrigen hielten Reden voll Zorn und Entschiedenheit. Es schien recht schwer zu einer gemeinsamen Uebereinkunft zu gelangen.

Obgleich die größte Menge der Münzzeichen, wie aus den Reichstags-

verhandlungen hervorzugehen scheint, in den Händen der Bürger und Bauern war, hatte der Adel bei der Entscheidung doch das Uebergewicht. Man beschloß zuletzt: Einlösung der Münzzeichen zum halben Nominalwerth mit Papiergeld und Scheidemünze. Als letztere sollten die Münzzeichen selbst verwendet d. h. wieder ausgegeben werden.

Sowohl das Papiergeld als auch die Scheidemünze (oder die in Scheidemünze verwandelten Münzzeichen) erfuhren später ebenfalls Entwerthung, so daß Verluste für das Publikum auch durch diesen Reichstagsbeschluß noch ihr Ende nicht fanden. Für eine Einlösung des Papiergeldes zu sorgen war unmöglich, und da der Nominalwerth der Münzzeichen-Scheidemünzen ihren Realwerth um das Sechsfache überstieg, so traten ähnliche Erscheinungen ein, wie schon früher: Agio, Preissteigerung, Verkehrsstockung u. dgl. Wieder fuhr man mit strengen Maßregeln dazwischen, wieder hoffte man auf polizeilichem Wege alles wieder gut zu machen und wieder konnte man sich von der Unzulänglichkeit solcher Gewaltthaten überzeugen. So endete denn die Münzzeichenunternehmung mit völliger Abschaffung d. h. Umschmelzung der Münzzeichen, nachdem auch ihr Scheidemünzen-Nominalwerth officielle Reduction erfahren hatte. Dieselben Münzen, welche anfänglich einen Thaler gegolten hatten, galten zuletzt nur etwa 1% eines Thalers. Dazwischen lag eine lange Reihe von Verlusten für das Publikum.

Vergleicht man diese Verluste mit denen, welche die Law'sche Krisis mit sich brachte, so erscheinen die letztern allerdings bedeutender. Wohl erfahren wir, daß in Schweden Handel und Gewerbe in Folge der Münzzeichenkrisis abnehmen; daß der Bergbau und die Eisenindustrie, diese Hauptquellen des Volkswohlstandes in Schweden, darniederlagen, daß die allgemeine Hungersnoth hier und da Volksaufstände zur Folge hatte, daß Baumrinde zu den gewöhnlichsten Nahrungsmitteln gehörte, daß in Stockholm die Leichen am Hungertode Gestorbener in den Straßen umherlagen. Aber die Entwerthung der Münzzeichen war weder so rasch noch so stark gewesen wie die Entwerthung der Actien und Banknoten in Frankreich. Allerdings waren hier ungeheure Gewinne den Verlusten vorausgegangen, aber der Sturz darnach mußte um so schrecklicher sein. Der Werth der Actien war in der Zeit des größten Schwindels 20,000 Livres gewesen und zuletzt war man froh die Actie zu 1 Livre anbringen zu können. Da fast niemand ohne Actien war, kann man sich den allgemeinen Jammer vorstellen. Einer Notiz zufolge haben in dieser Verwirrung 20,000 Fa-

milien ihr ganzes Vermögen eingebüßt, 100,000 Familien den größten Theil desselben. Ein Zeitgenosse schreibt: „Es giebt keinen Handel mehr, keine Arbeit, kein Vertrauen, keine Hülfe, weder in Gewerben, noch in der Klugheit, noch in der Freundschaft, noch in der christlichen Liebe“. Der Verlust an Hab' und Gut war eben so groß als der Verlust an sittlicher Haltung, Ehrerbietung und Achtbarkeit; der sittliche Bankerott so groß als der wirtschaftliche.

In Frankreich tritt das Publikum als Mitschuldiger Law's auf, indem es der Speculationswuth die Zügel schießen ließ. Allerdings that die französische Regierung mancherlei um die Phantasie der Staatsangehörigen zu entzünden und die tollsten Ideen von der Allmacht des Credits oder irgend welchem Goldlande des Mississippi in Cours zu setzen, aber die Fieberhaftigkeit, mit welcher man den Papierhandel betrieb, der Leichtsin, mit welchem man die Preise der Actien und Banknoten schraubte, zeigt, daß bei solchen Krisen Einzelne unmöglich die Verantwortlichkeit für die Krisis ganz allein tragen. Es gehörte ein starkes Maß Frivolität dazu sich so sehr in das Hazardspiel zu vertiefen und dann wohl noch darüber vaudevillensäßig zu scherzen:

Lundi j'achetai des actions,
 Mardi je gagnai des millions,
 Mercredi j'arrangeai mon ménage,
 Jeudi je pris un équipage,
 Vendredi je fus au bal,
 Et samedi à l'hôpital.

Das Publikum hatte in dem modernen Drama in Frankreich sehr lebhaft mitgespielt, während in dem modernen Drama der Münzzeichenkrise in Schweden mehr dem Publikum von der Regierung war übel mitgespielt worden.

Die Erbitterung im Publikum gegen die Finanzmänner war in Frankreich etwas sehr Gewöhnliches. Schon seit langer Zeit hatte man Ursache zu vielen Klagen über die Männer, welche bei der Finanzverwaltung eine große Rolle spielten. Die Steuerpächter, welche sowohl den Staat als die Gesellschaft auslogen und bei der ewigen Ebbe in der Staatskasse unentbehrlich waren, galten als die Blutsauger Frankreichs, wie der berühmte Ingenieur und Publicist Vauban sie wohl nannte. In zahllosen Schmähschriften und Flugblättern machte das französische Publikum seinem Unwillen über diese Finanzmänner Luft. Eine Caricatur „die höllische Oper“

stellte sie unter den fürchterlichsten und mannigfachsten Peinigungen in der Hölle dar; eine andere zeigte eine Presse, auf welcher die Gerechtigkeit und der Tod saßen; unter ihr lagen menschliche Gestalten, aus deren gebrochenen Gliedern Gold träufelte.

Auch an Spottreden über Law fehlte es nicht. Er, den man zuerst den Retter und die Stütze des dem Untergange nahe gewesenen Reiches genannt hatte, ward der Gegenstand der Verfolgung von verschiedenen Seiten. In den höhern Schichten intriguirten die Finanzmänner der alten Schule, die Steuerpächter, gegen ihn, weil er durch sein „System“ Frankreich von diesen emancipiren wollte; in den tiefern Schichten stellte man ihm nach, weil man die bei der Agiotage erlittenen Verluste ihm allein schuld gab. Einmal entging er nur durch die Schnelligkeit seiner Pferde der Volksjustiz in den Straßen von Paris. Als die Pest in Marseille ausbrach, verbreitete man, Law habe auch dieses Unheil verschuldet. Auch an Wizen fehlte es nicht. Er war zum katholischen Glauben übergetreten und da machte denn jemand die Bemerkung, es sei ihm Ernst mit seiner Befehrung, da er sehr viel von der Transsubstantiation halte, indem er edles Metall in Papier und letzteres in Gold verwandele. Als er bereits Frankreich verlassen hatte und in Venedig lebte, war er umringt von französischen Spionen, welche nach seinen Schätzen spürten. Indessen hinterließ er seiner Frau, als er 1729 starb, nur einige Gemälde und einen Diamanten im Werthe von 40,000 Livres, den er in der letzten Zeit häufig verpfändet hatte. Während der Blüthezeit seines „Systems“ hatte er viel gewonnen, die berühmte Bibliothek des Abbé Bignon für 180,000 Livres gekauft, dem Ritter von St. Georges (Jakob III.) die Pension, welche derselbe unter Ludwig XIV. aus Staatsmitteln bezogen hatte, aus eigener Tasche bezahlt, u. A. eine Uhrenfabrik angelegt, Grundstücke erworben. Aber es ist nicht zu vergessen, daß er ein Vermögen von 1,600,000 Livres nach Frankreich gebracht hatte, daß er selbst bis zuletzt felsenfest an ein Gelingen seiner kühnen Unternehmungen glaubte und eben, weil er an kein Realistren dachte, um so größere Verluste erlitt. Daß man in manchen Kreisen eher geneigt war ihn für einen Querkopf als für einen Betrüger zu halten beweist u. A. die Grabchrift, welche ein Wigbold nach seinem Tode verfaßte:

Ci-git cet Ecosais célèbre,
Ce calculateur sans égal,

Qui par les règles de l'algèbre

A mis la France à l'hôpital.

Ähnlich war die Aufregung, welche in Schweden über den Freiherrn von Görz herrschte. Er war ein Ausländer wie Law, wie denn die Finanzmänner in diesen Zeiten so oft Ausländer waren. In Spanien meinte sogar das Publikum im achtzehnten Jahrhundert, nur ein französischer Finanzminister könne das Land retten; in Frankreich verwaltete ein Schotte, in Schweden ein Deutscher, in Württemberg ein Jude (Süss), in den übrigen kleinen deutschen Staaten bald Italiener, bald Franzosen; in Preußen waren die Beamten der Regie ebenfalls Franzosen — genug der Nationalhaß vereinigte sich sehr oft mit der Abneigung gegen das Glückritterthum überhaupt. Görz hatte sich in gewissem Sinne zwischen den König und die schwedische Nation gestellt. Bei seinem Proceß spielt die Anklage, daß er die letztere bei Karl XII. verleumdet habe, eine große Rolle. Von seinem ersten Auftreten an hatte er erbitterte Gegner in der Bürokratie und im Publikum. Man hielt ihn für den alleinigen Urheber der Münzzeichenunternehmung und vergab es ihm nicht, daß er auf diesem Wege dem Könige die Möglichkeit verschafft habe den verhassten Krieg fortzusetzen. Er wußte, wie man über ihn dachte und erhielt über die allgemeine Verstimmung ganz genaue Berichte. Die Aeußerung war gethan worden, daß man ihn ersäufen wolle. Er bemerkte, ein Mann wie er müsse jeden Augenblick bereit sein das Blutgerüst zu besteigen. Die Geistlichkeit hielt ihn für einen Gottesleugner. Es war ihr ein Dorn im Auge, daß die Kupferthaler die Bildnisse heidnischer Gottheiten trugen. Die Münzzeichen waren mit folgenden Inschriften versehen: „Publica fide“, „Welt och Wapen“, „flück och färdig“, „Mars“, „Phoebus“, „Mercurius“, „Saturn“, „Jupiter“, „Hoppet“ und das gab denn auch zu mancherlei Wortspielen Veranlassung. Als er zum Blutgerüst geführt wurde, fragte das Volk: „Bist Du nun „flink und fertig“? wo hast Du nun Deine „Wiz und Waffen“? Ein fanatisches Weib schrie ihm zu er solle doch seine Götter zu Hülfe rufen, daß sie ihn retteten. Ein großes Casembour lautete: „Du Mars und Mercur und Saturn, der Du Dir einbildest Jupiter zu sein, mache Dich flink und fertig mit Wiz und Waffen vor dem Richterstuhle des Phoebus zu erscheinen, weil Du den Staatscredit (Publica fide) gemißbraucht und die Krone für 1 Thaler verkauft hast. Deine Hoffnung (Hoppet) hat nun ein Ende“. Eine weibliche Figur auf den Münzzeichen „Publica fide“, welche

wahrscheinlich Schweden vorstellte, bezeichnete der Volkswitz als „Görz's Köchin“. Den Mißwachs, die maßlose Winterkälte und Sonnenhitze sollte er verschuldet haben. Als ein Schmidt in großer Anzahl Schrauben für das Heer anzufertigen hatte, erzählte man, Görz habe Daumschrauben bestellt, um allen Schweden ihr Vermögen auf der Folter abzapfen zu lassen. Daß bei allem diesem die Schuld des Freiherrn von Görz durch Machination und Intrigue vergrößert wurde, zeigt u. A. die Aeußerung eines Reichstagsdeputirten vom Adel auf dem Reichstage von 1719: man solle die Maßregeln in Betreff der Abschaffung der Münzzeichen möglichst bald und zwar vor der Hinrichtung Görz's beschließen, damit der Unwille des Publikums über die damit verbundenen Verluste ihn träse und nicht die auf dem Reichstage versammelten Gesetzgeber.

Es bedarf einer Revision der Proceßakten mit juristischer Schärfe und der genauesten Kenntniß der Sachlage, um heute über den Freiherrn von Görz gerechter zu urtheilen und mit allen Mitteln moderner Wissenschaftlichkeit das Schuldig oder Nichtschuldig über ihn auszusprechen. Es ist klar, daß es sich bei Görz's Katastrophe nicht so wohl um ein Rechtsverfahren handelte, als darum einen politischen Act zu vollziehen. Ein Zeitgenosse bezeichnete ihn, als „ein Opfer auf dem Altar der Freiheit.“ Wie man die „Freiheit“ in Schweden verstand, haben die Oligarchen oft genug gezeigt.

Die Münzzeichenunternehmung hatte als Creditoperation begonnen und war sehr bald zu einem ebenso gewöhnlichen als plumpen Finanzkunststück ausgeartet. Das Princip der Einlösbarkeit war Chimäre gewesen. Von den wissenschaftlichen Grundsätzen, wie Law sie lehrte, war man ausgegangen und langte zuletzt bei denselben Consequenzen an, die sich etwa bei den Kupferkopelen des Zaren Alexei ergeben hatten, oder bei den Ansichten über die Allgewalt des Staates in Betreff des Münzwertes, wie Possoschlow sie vorzutragen pflegte. Aus der Volksbeglückung wurde systematische Plünderung, aus den spitzfindig formulirten Dogmen der politischen Oekonomie die sehr einfachen Regeln einer brutalen Polizei. Man hörte auf zu dociren, man mißhandelte. Als eben das Spiel verloren, als der Schiffbruch entschieden war, da retteten die Regierenden was in der allgemeinen Verwirrung noch zu retten war und das Finale des Dramas setzt allem, was an Gewaltthaten geschehen war, die Krone auf.

So gewiß es ist, daß man in Schweden aufgeklärtere Ansichten über das Geldwesen hatte als in Rußland, so gewiß ist es, daß man durchaus so gewaltthätig verfuhr wie die russische Regierung 50 Jahre vorher.

Sowohl in Rußland als in Schweden hatte die Regierung bei der Emission des Nothgeldes von dem Volkswohl gesprochen, welches diese Maßregel nothwendig mache. Dort wie hier verlangte sie, daß das Publikum zwischen edlen Metallen und Kupfergeld gar keinen Unterschied mache, während sie selbst bei mancherlei Gelegenheiten dem Golde und Silber den Vorzug gab und es an sich zu reißen suchte. In Schweden sowohl als in Rußland zog man die edlen Metalle aus der Circulation und vermehrte dagegen die Zahl der Creditmünzen ins Ungemessene. Hier wie dort waren Agio, Preiserhöhung, Verkehrsstockung, Untergrabung alles Credits, Armuth und Hunger die Folge; hier wie dort suchte die Regierung mit Geldstrafen und Hinrichtungen, mit Spionage und Plackerei durch Polizeibeamte, mit Taxen, Verboten und Befehlen dem Uebel zu steuern, ohne dieses Ziel zu erreichen. Allerdings hatte die schwedische Regierung die von ihr ausgegebenen Münzen nur „Münzzeichen“ genannt, während die russische Regierung die ihren einfach als Kupfergeld bezeichnet hatte, aber im Grunde war nicht viel Unterschied zwischen den beiden Geldsorten. Indessen ist es sehr bemerkenswerth, daß das Agio in Schweden kaum 400% erreichte, während das Agio in Rußland zuletzt 1700% betrug, obgleich sich der Nominalwerth zum Realwerth verhielt: in Rußland wie 62:1, in Schweden wie 190:1. — Zwei Umstände mochten wesentlich dazu beitragen der Entwerthung der Münzzeichen in Schweden nähere Gränzen zu setzen: erstens die angebliche Einlösbarkeit der Münzzeichen, und zweitens der Umstand, daß in Schweden die Fälschung der Münzzeichen fast ganz ausblieb, während bekanntlich die Kupfermünzen in Rußland so arg gefälscht wurden, daß alle Schichten der Gesellschaft sich bei diesem Geschäfte betheiligten.

Bei Abschaffung der Kupfermünzen des Zaren Alexei erhielten die Inhaber derselben 1% des ursprünglichen Nominalwerthes; wenn nun in Schweden die Inhaber der Münzzeichen 50% erhielten, so ist nicht zu vergessen, daß der Staat diese Zahlung in Papiergeld leistete, welches wiederum Entwerthung erfuhr, und in einer Scheidemünze, deren Nominalwerth sich gleichfalls nicht auf seiner künstlichen Höhe erhalten konnte, so daß diese Münzzeichen, welche zuletzt nur $\frac{1}{100}$ ihres ursprünglichen Werthes galten, wohl analog genannt werden können jenem auf 1% reducirten Kupfergelde in Rußland.

Erinnerung an Merkel.

An Schöngeistern und Dichtern hat es in den Ostseeprovinzen niemals ganz gefehlt: was sie sangen und sagten war aber meist nur ein Echo derjenigen Töne, die aus dem Westen zu ihnen gedrungen waren. Einer freilich, der „Dicke“, wie er im Gedächtniß des Landes heißt, hat der vielberufenen baltischen Eigenthümlichkeit in seinen Knittelversen einen selbständigen Ausdruck gegeben; aber von ihm dürfen wir, wie sein geistreicher Biograph treffend bemerkt hat, nur reden, wenn wir unter uns sind. Sein Genius wird nur auf livländischem Boden richtig verstanden und würde, in der Fremde zur Schau gestellt, das Erdreich, das ihn hervor gebracht, compromittiren. Die übrigen baltischen Poeten kommen überhaupt wenig in Betracht und nur zwei livländische Namen haben es auf dem deutschen Parnas zu einer selbständigen, wenn auch nicht unangefochtenen Berühmtheit gebracht, Jakob Michael Reinhold Lenz und Garlieb Merkel, ersterer ein Jugendgefährte, letzterer ein erbitterter Gegner des großen Goethe.

Bei dem Eifer, mit welchem man sich heutzutage dem Studium des goldenen Zeitalters unserer Nationalliteratur und allem, was mit ihr in Beziehung steht, zuwendet, hat es nicht ausbleiben können, daß man auch den unglücklichen Sohn des Pastors zu Schwegen aus der Vergessenheit, die ihn lange bedeckte, aufgegraben hat. Nachdem Tieck bereits vor einem halben Menschenalter die Schriften Lenz's herausgegeben und mit einer biographischen Skizze begleitet, Dorer-Egloff diese Ausgabe durch

Nachträge vervollständigt hatte, ist neuerdings Gruppe mit einer Schrift über unsern Landsmann hervorgetreten, die bei all' ihrer Verfahrenheit und Einseitigkeit nicht ohne Interesse ist. An einem größeren Werke über Lenz arbeitet gegenwärtig der Freiherr v. Maltzahn in Berlin, und wie verlautet, wird eine dritte Arbeit über denselben Gegenstand von einem um die einheimische Literatur und ihre Geschichte bereits mehrfach verdienten Landsmanne vorbereitet. Endlich ist in dem laufenden Jahrgange der Baltischen Monatschrift, gelegentlich der Geschichte der Universität Dorpat, eine Reihe merkwürdiger Briefe, welche der geisteskranke Dichter in Moskau geschrieben, von W. v. Bock veröffentlicht worden.

Bei aller Anerkennung, die man der reichen Begabung des Dichters der „Soldaten“ des „Neuen Menoza“, des „Hofmeisters“ u. s. w. zu Theil werden lassen muß, kann doch nicht geleugnet werden; daß Lenz ein in seiner Entwicklung stecken gebliebenes Genie ist und daß er eigentlich nur in der Literaturgeschichte, nicht aber in der Literatur selbst eine Rolle gespielt hat. Jede neue Richtung, die sich Bahn bricht, fordert ihre Opfer; zu denen der Sturm- und Drangperiode gehört Lenz, der von ihr verschlungen wurde, aber grade darum neben Klinger als ihr eigenthümlicher Repräsentant angesehen werden muß. Die Theilnahme, die seine Geschichte noch heute in Anspruch nehmen, beruht zwar einerseits auf dieser seiner Stellung in der deutschen Literaturgeschichte, noch mehr aber auf der Beziehung, in welcher er zu der Jugendgeschichte Göthe's gestanden hat. Wer diesem Großen auch nur in den Tagen unfertiger Jugend als Ebenbürtiger zur Seite treten und es wagen durfte, nach Wolfgang Göthe um die Hand der holden Friederike von Sesenheim zu werben — der hat ein natürliches Anrecht darauf im Gedächtniß des deutschen Volks fortzuleben.

Ganz anders steht es mit Carlrieb Merkel, den wir oben neben Lenz als den bekanntesten livländischen Schriftsteller bezeichneten. Namentlich in Bezug auf seine poetische Begabung weit hinter Lenz zurückstehend, hat Merkel sich unstreitig viel energischer und glücklicher entwickelt und eine wirksamere Rolle gespielt, als jener in Genialität Untergehende. In der deutschen Literatur als fecker, selbständiger und gewandter Kritiker viel genannt und gefürchtet, als politischer Schriftsteller wegen des Muths und der Energie, mit welcher er noch nach der Schlacht bei Jena zur Nationalerhebung gegen Napoleons siegreiche Uebermacht aufrief, anerkannt — hat Merkel außerdem in unserer Provinzialliteratur, vor wie nach seiner

gespielt. Und dennoch ist er in Livland fast ebenso rasch vergessen worden wie in Deutschland, das ihn nur noch als den Feind des großen Göthe kennt: als der 81-jährige Greis im Jahre 1850 sein vielbewegtes Leben beschloß nahm noch die Augsb. Allg. Zeitung von seinem Tode, als einem immerhin erwähnenswerthen Vorfall, in einem eigenen Artikel (Der allerdings die Monstrosität beging Merckels Landstz Depkinshof in die Umgegend von Moskau zu versetzen!) Act; bei uns begnügte man sich damit, ihm das unvermeidliche Monument im „Inland“ zu setzen, das seiner Zeit jedem irgend wohlansehnlichen Liv- Est- und Kurländer zu Theil wurde. Seitdem ist Merckels Name in der baltischen wie in der deutschen Presse kaum mehr genannt worden *). Hat man aber auch in Deutschland nicht das Recht einen Mann zu vergessen, der 1806 zu Berlin den Muth behielt, der dort den Meisten abhanden gekommen war, so ist es doch erklärlich, daß die deutsche Literaturgeschichte den Namen nicht hoch hält, der eine Zeit lang das Symbol aller der Anfeindungen gewesen ist, durch welche man den ersten deutschen Dichter zu kränken versuchte, freilich ohne ihn auch nur vorübergehend aus der olympischen Ruhe zu stören, mit welcher er den Wunsch aussprach:

Wollt', ich lebt' noch hundert Jahr

Gesund und froh, wie meist ich war!

Merkel, Spazier und Kokebue

Hätten auch so lang' keine Ruh,

Müßten's collegialisch treiben,

Täglich ein Pasquill auf mich schreiben.

Das würde nun fürs nächste Leben

Sechshundert dreißigtausend fünfhundert geben,

Und bei der schönen runden Zahl

Rechn' ich die Schalttag' nicht einmal.

Gern würd' ich dieses holde Wesen

Anders als für die Bewohner Deutschlands steht es aber für uns Liv- Est- und Kurländer! Uns ist der alte Merkel mehr als bloß der Mann, „der gegen Göthe geschrieben“ und den Romantikern die ästhetische Weisheit der Allgemeinen deutschen Bibliothek zu predigen nicht müde wurde. Einmal ist unsere Literaturgeschichte zu arm, als daß sie überhaupt einen Mann vergessen dürfte, der so viel von sich reden gemacht hat, wie seiner Zeit der Herausgeber des Freimüthigen und der Verfasser der Briefe

*) Eine Ausnahme macht J. v. Sivers, Deutsche Dichter in Rußland.

an ein Frauenzimmer, ferner aber ist Merkel ja der baltische Publicist insbesondere, der in unserer Presse Wirkungen hervorgebracht hat, wie vor und nach ihm kein zweiter politischer Schriftsteller im Lande.

Merkel kann nur aus seiner Zeit heraus richtig beurtheilt werden. Wer je die Letten oder ein anderes der politischen Bücher Merkels aufgeschlagen hat, weiß auch, daß der Autor derselben, als Schüler der sog. Aufklärungsperiode, als stricter Verehrer seines großen Urbildes, des Philosophen von Ferney, keinen anderen Maßstab als den abstract-naturrechtlichen an die Dinge zu legen vermochte und in dem liberalen Absolutismus das einzige Heil für die europäischen Völker sah. Diese Irrthümer hat unser alter Landsmann mit den besten Männern seiner Zeit getheilt; daraus, daß er in ihnen stecken blieb, kann über den Werth seiner Thätigkeit, die Reinheit seiner Bestrebungen kein irgend nachtheiliger Schluß gezogen werden; es muß ihm vielmehr als Verdienst angerechnet werden, daß er zu einer Zeit, in welcher die meisten Bewohner dieses Landes den überkommenen Zuständen ziemlich urtheils- und kritiklos gegenüber standen, überhaupt zu diesen relativen Irrthümern durchzudringen vermocht hat, denn dieselben bildeten die Wahrheit seiner Zeit. Mit der Geschichte des Bauergesetzbuchs von 1804 und der Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland ist der Name Merkels untrennbar verknüpft — ihm gebührt die Ehre am stärksten unter den Bürgern Livlands eine Empfindung für die Schmach gehabt zu haben, welche dem Lande aus der Aufrechterhaltung des entwürdigten Zustandes der leibeigenen Letten und Esten erwachsen mußte, — die Ehre, diese Empfindung auch auf die Gefahr hin, seine gesammte Existenz aufs Spiel zu setzen, zur energischen, festen That werden zu lassen. Schlimm genug, daß dieses Verdienst nie bei uns zur vollen und freudigen Anerkennung gelangt ist, wenn auch ein Mann wie J. N. L. Samson v. Himmelfierna in seiner Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland (1838) es nicht daran hat fehlen lassen *).

Es kann die Aufgabe dieser flüchtigen Zeilen nicht sein, ein Bild des 81-jährigen Lebens und Wirkens des baltischen Voltaire zu entwerfen; diese Schuld kann nur an einem andern Ort, innerhalb eines breiteren Rahmens abgetragen werden. Nicht einmal die Entstehungsgeschichte der

*) Eine ungeheure Uebertreibung war es, wenn vor ein paar Jahren ein Junglette drucken ließ, Merkels Name sei in der „guten Gesellschaft“ Kur- Est- Livlands bis auf den heutigen Tag verehrt geblieben.

„Letten“, des ersten und bedeutendsten Buchs unter den vielen, die Merkel geschrieben, anzudeuten will ich unternehmen, es soll nur ein Blick auf diejenigen Verhältnisse geworfen werden, unter denen Garlieb Merkel aufwuchs und die maßgebend auf seine erste Entwicklung einwirkten — „das Kind ist ja der Vater des Mannes“. Suchen wir in dieser Jugendgeschichte einen Aufschluß für das psychologische Räthsel, daß aus dem Sohn eines livländischen Predigers, einem Landeskinde, das die gegebenen Verhältnisse als seit unvordenklicher Zeit zu Recht bestehend kennen gelernt hatte, daß aus einem solchen ein kühner Neuerer werden konnte, der es zuerst unter allen seinen Landsleuten wagte, die Zeitidee des philosophischen Jahrhunderts auf lettische Bauern anzuwenden.

Im October 1769 wurde Garlieb Merkel auf dem Pastorat Loddiger geboren: nicht ohne Selbstgefühl bemerkt er in seinen „Darstellungen und Charakteristiken“, denen wir diese Mittheilungen theilweise entnehmen, der Jahrgang 1769 sei ein guter gewesen, denn ihm hätten Napoleon, Wellington, Moreau, Canning u. A. durch ihre Geburt angehört. — Sein Vater, der Kirchspielsprediger zu Loddiger, war ein Mann eigenthümlichen Schlages, weit und breit im Lande durch die zahlreichen Prozesse bekannt, die seine Eingepfarrten gegen ihn führten. Der Sohn hielt den Vater mit verzeihlicher Pietät und Parteilichkeit für den unschuldigen Theil, aus den Akten über jene Händel, kommen aber merkwürdige Dinge zu Tage, die ein charakteristisches Licht auf die pastoralen Zustände der guten alten Zeit werfen. Der hochwohllehrwürdige Pastor Daniel Merkel war ein Mann von ausgedehneten und tüchtigen Kenntnissen, der den Horaz und die Ciceronianschen Reden ebenso genau kannte wie das Dictionnaire Bayle's und die Schriften Locke's und Voltaire's, dem die Erfüllung der Pflichten seines Amtes aber kaum mehr als eine peinliche Nothwendigkeit war. Statt auf dem Kirchspielsconvent langweilige Protokolle über die Reparatur von Pastoratszäunen und Kirchspielswegen zu verlesen, vertiefte er sich lieber zu Hause in die Epitres diverses des Herrn v. Bar; den Krankenfahrten in elende Krüge und Bauergefinde zog er eine Reise nach Griechenland in der Gesellschaft des neuen Anacharsis vor; die Anfertigung eigener Predigten war ihm weniger geläufig als die Lektüre Masslons. Dem alternenden und kränklichen Manne, der früher in Deutschland, namentlich längere Zeit in dem reichen und gebildeten Hamburg gelebt hatte, scheint jede Berührung mit der livländischen Außenwelt peinlich gewesen zu sein. Mit seinen Eingepfarrten und Nachbarn hatte er es gründlich verdorben; die

rauben, stolzen alten Herren, bei denen der seinen Amtspflichten entfremdete hypochondrische Pastor wenig genug gelten mochte, ließen es denselben entgelten, daß er sich um sie und ihre Bauern wenig kümmerte, mit den Gerechtigkeits-Perselen, dem Priesterkorn und den „Dhrtcn“ für Taufen und Beerdigungen dagegen es peinlich genug nahm. Die gesellschaftlichen Formen waren in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch nicht so glatt wie in unseren überpolirten Zeiten: trafen die durch langjährige Prozesse erbitterten Gegner einmal zusammen, so kam es zu heftigen Reden und geschah es in der Hitze des Gefechts wohl auch, daß man einander an die Brust griff und nicht allzusauft schüttelte! Wie Garlieb Merkel uns berichtet, lebten die Durchschnitts-Gutsbesitzer damaliger Zeit in bescheidenen, oft noch strohgedeckten Häusern, Fest- und Sonntage ausgenommen mit Stoffen bekleidet, die den Webstühlen der Mägdestube entsprungen waren, zwischen Hausgeräth und Möbeln aus der Fabrik des Hofstischlers. Der Einfachheit der materiellen Bedürfnisse damaliger Zeit entsprach die der geistigen. Nur die jüngere Generation oder die begünstigte kleine Zahl derer, die in Deutschland „auf Akademien“ gewesen war, hatte ein Bewußtsein davon, daß man im philosophischen Jahrhundert stand, und schwärmte demgemäß für Menschenrecht und Menschenwürde. Auch mit seinen Amtsbrüdern kann Herr Daniel Merkel nur wenig gemein gehabt haben. Die einen waren halb gebildete arme Teufel, die der Ruf der Bequemlichkeit und Auskömmlichkeit des pastorlichen Lebens in Livland, ins Land geführt hatte und die den Kennomistenton, den sie auf den damaligen deutschen Universitäten angenommen hatten, nach Kräften unter ihren leibeigenen lettischen Gemeindegliedern ausbildeten, ihre amtliche Stellung häufig auch vom Standpunkt der Kunst ansahen und darum alle unpastorale Frömmigkeit als Böhnhasenthum auffaßten; die anderen gehörten der Franke-Spenerschen Schule oder dem Kreise der Anhänger Zinzendorffs an und hatten nichts gemein mit ihrem Loddigerschen Amtsbruder, welcher der bereits in Deutschland blühenden aber erst zwanzig Jahre später bei uns zur Herrschaft gelangenden rationalistischen Richtung angehörte.

Je älter er wurde, desto hypochondrischer und verschlossener zog der Pastor zu Loddiger sich in seine Schreibstube zurück; als ein Urtheil des Oberconsistoriums ihn im Jahre 1770 in die Nothwendigkeit versetzte sein Amt niederzulegen und sich mit einem Ruhegehalt, das ihm sein Nachfolger aussetzen mußte, ins Privatleben zurückzuziehen, siedelte er nach Alt-

Pebalg über und begab sich sammt seiner Familie beim dortigen Pastor Linde seinem früheren Adjuncten, „in Kost.“ Selbst mit seiner Familie stand er kaum noch in Verkehr; seine Gattin (er war zum dritten Male verheirathet) war von den Sorgen der Wirthschaft in Anspruch genommen, die, wie es scheint, allein auf ihr lasteten, die älteren Söhne waren in Riga und besuchten jene Leseschule, die wir später durch den jüngern Bruder kennen lernen werden, oder die Domschule. Erst das Heranwachsen seines jüngsten Sohnes, unseres Carlieb, veranlaßte den verschlossenen alten Herrn sich seiner Familie auch außerhalb der Speisestunden zuweilen zu zeigen. Von Salzmanns und Pasjedows pädagogischen Systemen war damals schwerlich schon eine Kunde nach Alt-Pebalg gedrungen. Der alte Merkel hatte aber nicht vergeblich aus denselben Geistesquellen getrunken, denen jene Reformatoren der Erziehungskunst ihre Weisheit dankten; er mußte dem Kerneiser und der Wißbegier seines Sohnes eine bessere Nahrung zu geben als die meisten Schulmänner des damaligen Livland. Spielend weckte er die Theilnahme des Kindes an der Welt, die dasselbe umgab. Die Kunst des Lesens hatte der kleine Carlieb, wie es scheint nach der erst sechszig Jahre später entdeckten Lautirmethode, schnell erlernt; an einer Kugel, auf welcher ein Käser umherkroch, klärte der Vater ihn über die Gestalt der Erde und die Gesetze ihrer Bewegung auf, und nachdem diese Grundlagen allen Wissens über den Körper, den wir bewohnen, gewonnen waren, schritt das Interesse des aufgeweckten Knaben unaufhaltsam zu anderen Gegenständen fort. Die Wißbegier seines Kindes zog den ernstern Vater allmählig aus seiner Isolirung: nachdem ein Globus an die Stelle der Kugel getreten war, mußten den Mittheilungen über die Gestalt der Erde bald Erzählungen über die Geschichte ihrer Bewohner folgen, und mit blitzenden Augen, die zuweilen gar von Thränen der Rührung verdunkelt wurden, hörte der 7-jährige Knabe von den Heldenthaten des Brutus und der Gracchen erzählen, lauschte er dem Vater die Sprüche der stoischen Weisen des Alterthums ab, die ihn bald zur eigenen Anwendung des berühmten „Paete, non dolet“ begeisterten. Kinderbücher gab es zu damaliger Zeit noch nicht; nachdem Gellerts Fabeln und die „Anekdoten“ und Charakterzüge berühmter Personen verschlungen waren, machte der Knabe selbständige Streifzüge in die Bibliothek des Vaters und dessen Lieblingschriftsteller wurden bald die ersten Genossen des Sohnes, der auf diese Weise schon im zarten Alter mit der Aufklärungsliteratur Frankreichs und Italiens bekannt zu werden anfang.

Der naturwissenschaftliche Unterricht knüpfte gleichfalls an das Nächstliegende, an Bäume und Thiere an und wurde nach Weise der Peripatetiker auf Spaziergängen durch Wald und Feld betrieben.

Die Frühreise des Kindes, das bald in der geistigen Welt, der sein Vater angehörte, heimischer war als im Pöbalschen Kirchspiele und jedes Umganges mit Altersgenossen entbehrte, erweckte allmählig die Besorgniß des Vaters, den das Glück, in seinem Kinde einen Geistesgefährten heranwachsen zu sehen, gegen die Gefahren einer abnormen Entwicklung nicht blind machte. Daher wurde Garlieb im Jahre 1777 nach Riga geschickt und daselbst im Hause einer alten „Demoiselle“ untergebracht, die eine Leseschule hielt. Mit Entsetzen sah er hier, wie ein paar Duzend Knaben und Mädchen verschiedenen Alters täglich in ein dunkles Zimmer gepfercht wurden, um unter Anwendung von Rütthe und „Karbatsche“ die Geheimnisse des ABC langsam zu ergünden, und mit unendlicher Mühe Luthers kleinen Katechismus, von dessen Inhalt die Kleinen schlechterdings noch nichts verstehen konnten, auswendig zu lernen. Flößte es dem in der Vernunftreligion seines Vaters erwachsenen Kinde schon Grauen ein, täglich von Hölle und Teufel und den „Schlangenbetten“ zu hören, die den natürlichen Menschen im Jenseits erwarteten, so gerieth er fast außer sich, als er die Waisenhaus-schule zu besuchen anfang, für welche seine Eltern ihn bestimmt hatten. Ein roher „Schulmeister,“ dessen pädagogische Qualitäten ausschließlich in der Abstammung von einem Bruder der kleinen Gilde und einer leserlichen Handschrift bestanden, führte hier mit Hülfe von Gesellen und Burschen, die er empirisch in die Geheimnisse seiner Zunft einweichte, über etwa zweihundert Knaben und Mädchen das Regiment und brachte denselben unter fleißiger Anwendung einer ungeheuren Karbatsche (neben welcher die der alten Demoiselle sich nur wie ein harmloses Spielzeug ausnahm) außer der Schreibekunst, die vier Species und den Katechismus in mechanischster Weise bei. Des dumpfe feuchte Gemach, in dem dieser Unhold sein Wesen trieb und das auch während der Sommermonate kaum einem Sonnenstrahl Eingang gewährte, machte den Schulsaal vollends zu einer wahren „Kinderhöhle,“ aus welcher der im Umgange mit der Natur aufgewachsene Garlieb, dem das Lernen bis dazu eine Lust gewesen war, zu seinem Glück schon nach einem halben Jahre erlöst wurde, um in die Domschule zu treten.

Fast fünf Jahre lang gehörte Garlieb Merkel dieser zu ihrer Zeit mit Recht berühmten Bildungsanstalt an, aus welcher ihn der im Jahre 1782

erfolgte Tod seines Vaters zeitweise abrief. Die Frühreise des in der Bibliothek eines Aufklärers vom reinsten Wasser gebildeten Knaben stand aber zu der harmlosen Bengelhaftigkeit der Mitschüler in ebenso lebhaftem Contrast, wie zu der altväterischen Orthodoxie und dem exklusiven Latinismus der Lehrer. Anfangs bloß um seinen übermüthigen Schulfährten die gewünschte Muße zu heimlichem Kartenspiel während der Unterrichtsstunden zu geben, später durch Eitelkeit und Wißbegierde dazu gereizt, setzte der seltsame Sekundaner seinen Religionslehrer durch Voltaire's und Bayle's Schriften entnommene skeptische Fragen und Einwürfe in eine Verlegenheit, der der geängstigte und um das Seelenheil seiner Zöglinge besorgte Schulmann sich nur durch Vorlesungen aus Lilienthals „Geretteter Sache der geoffenbarten Religion“ zu entziehen vermochte.

Dasselbe Jahr, das Riga und Livland die folgenreiche Einführung der Statthalterchaftsverfassung brachte, führte unsern Merkel in die ländliche Einsamkeit seines durch den Tod des Vaters verödeten Elternhauses zurück. Die Mutter hatte die Arrende des Gutes Saadsen im Siffegalschen Kirchspiel übernommen, um aus dieser die Mittel zur Erziehung ihrer zahlreichen und zum Theil noch unerzogenen Kindereschaar zu gewinnen. Die älteren Brüder wurden in den eben damals eingerichteten Kanzelleien der statthalterchaftlichen Behörden untergebracht, Carlrieb blieb zu Hause, um sich auf eigene Hand fortzubilden. Fast drei Jahre lang war der junge Autodidakt nunmehr sich selbst und den Schätzen der väterlichen Bibliothek überlassen, nach deren ungestörtem Genuße es ihm schon lange gelüftet hatte. Voll Pietät für das Andenken eines Vaters, in dem er den Märtyrer vorgeschrittener religiösen und philosophischen Anschauungen sah, ließ der dreizehnjährige Forscher es sich besonders angelegen sein, in der hinterlassenen Bibliothek den Lebensspuren des Verstorbenen nachzugehen: neben 15 Bänden Collectaneen, die er fand, offenbarten sich ihm Voltaire, Bayle, der Freiherr v. Bar und Wieland als die genauesten Freunde seines Vaters. Mit einer Energie, die auf die zähe Festigkeit des künftigen Mannes schließen ließ, studierte Carlrieb nach den Grammatiken, die er vorfand, die lateinische, die französische und die italienische Sprache und war dadurch bald in den Stand gesetzt, die Lieblingsautoren seines Vaters gründlicher kennen zu lernen, als das bisher der Fall gewesen war. Die ersten französischen Werke, die er entziffern lernte, waren Voltaire's Zadig, Boufflers ziemlich übel berüchtigte Aline, reine de Golconde, und wenig später Bayle's Dictionnaire; von deutschen

schöngeistigen Schriften stieß er nur auf Hallers Gedichte und Wielands Musarion. „Diese letzte herrliche Dichtung — so berichtet er selbst — las ich mit Entzücken und ahnete zum ersten Male, daß deutsche Dichter die fremden überfliegen könnten.“ Von den Schriften Lessings und Herders scheint auch der „vorgeschrittene“ Pastor emeritus von Loddiger noch nichts gewußt zu haben, hatte er doch seinen Geist ausschließlich mit den literarischen Reichthümern gespeist, die er im Jahre 1742 aus Hamburg mitgebracht oder die später ein glücklicher Zufall in seine Hände gespielt hatte.

Die Lust an fremden Forschungen regte den jungen Garlieb bald zu selbständiger Production an: 15 Jahre alt, versuchte er sich an einer Kritik der Mosaischen Schöpfungsperiode, über deren Resultat wir uns bei einem Jünger der französischen Modephilosophen nicht weiter zu verbreiten nöthig haben. Der Druck der Verhältnisse machte diesem geistigen Schlaraffenleben ein unerwartetes Ende. Die Mutter beschloß auf den Rath ihrer Kuratore die Bibliothek ihres verstorbenen Gatten zu verkaufen und Garlieb erhielt den Auftrag, zu diesem Behufe einen Katalog derselben anzufertigen. Mit schwerem Herzen registrierte er die Schätze, von denen er sich für immer trennen sollte; außer einigen Wörterbüchern und alten Grammatiken konnte er noch eine alte Ausgabe des Horaz, die Epitres diverses und die Consolations dans l'infortune des Herrn v. Bar, Miltons Paradise lost und den Tasso aus dem allgemeinen Schiffbruch in sein Privateigenthum retten. Ein Jahr später mußte er es erleben, die Lieblinge seiner Jugend vermittelst öffentlicher Versteigerung in dem wenig bücherfreundlichen Alt-Riga zu Spottpreisen verschleudert zu sehen.

Man hat kaum nöthig Merckels weitere Jugendgeschichte, die Erzählungen über seine Confirmation und den mit mancherlei sittlichen Gefahren verbundenen Umgang mit Rigaer Schauspielern und Halbgenies, kennen zu lernen, um den Schlüssel zu dem eigenthümlichen Entwicklungsgange dieses merkwürdigen Mannes in die Hände zu bekommen. An und für sich ist es zwar nichts Außergewöhnliches, daß ein Knabe fern vom Treiben seiner Altersgenossen im Verkehr mit Büchern aufwächst, die einem späteren Lebensalter zur Kenntniß bestimmt sind: wissen wir doch auch von Göthe, daß er als Kind heimlich den Klopstock studierte und, statt sich auf den Frankfurter Spielplätzen umherzutummeln, einen Roman in fünf Sprachen schrieb, und berichtet uns nicht der talentvolle Wilhelm Hauff von seinem Jugendtreiben in der großväterlichen Bibliothek, das von dem Merckels anscheinend wenig verschieden war? Das Eigenthümliche und

für die spätere Entwicklung des Mannes Bestimmende in dem Jugendleben dieses letzteren liegt in der Beschaffenheit der geistigen Einflüsse, unter denen er aufwuchs. Während phantastische Poeten, gläubige Liedersänger, weltliche oder geistliche Propheten es sind, die sonst auf frühreife Kinder Einfluß gewinnen, und in ihnen den Sinn für das Wunderbare und Ueberschwengliche wecken, werden in der Kindheitsgeschichte unseres Landsmannes skeptische Naturphilosophen, Enthufasten für die Alleinherrschaft des gesunden Menschenverstandes, halb frivole, halb begeisterte Vorkämpfer einer neuen politischen Ordnung, die Führer eines jugendlichen Geistes. Zu einer Zeit, in der eine bereits herangewachsene Generation in den Conflict zwischen überkommener Autorität in weltlichen wie geistlichen Dingen und unbedingt freiem Vernunftgebrauch gestellt wird, wetterfeste Männer vom Kampf der alten mit den neuen Lebensmächten zerrissen werden, die Menschheit sich durch Sturm und Drang zu den Küsten einer neuen Weltanschauung hindurchkämpft, wächst in Livland, dem Lande der unerschütterten Tradition, dem letzten Zufluchtsorte mittelalterlicher Institutionen, ein Knabe heran, dem die neue, noch nicht verwirklichte Ordnung der Dinge die zuerst gegebene ist und der sich aus dieser in die alte Welt erst nachträglich hineingewöhnen muß. Hätte Merkel in einer Zeit gelebt, die der innern Welt, die sich in ihm erbaut hatte, völlig fremd gewesen wäre, so hätte er, falls er nicht ein Renegat seiner Jugendüberzeugungen wurde, ein dem wirklichen Leben entfremdeter Charakter bleiben müssen. Ihm aber war es beschieden, in eine Uebergangszeit hineingeboren zu werden in der die neue Lehre, zu welcher seine Jugend sich bekannte, allmählig Boden gewann.

Während die Phantasie sonst die erste Geistesanlage ist, die sich im Kinde regt und entwickelt und es der Arbeit späterer Jahre beschieden ist, der Vernunft die Herrschaft über jene zu sichern, begann Carlrieb Merkel damit, die Gesetze der praktischen Vernunft als die einzig berechtigten Lebensnormen ansehen zu lernen, nach denen alle Thatfachen, alle Vorstellungen über Grund und Ursache derselben zu bemessen seien. Die ähnden Einflüsse der Encyclopädisten und ihrer Vorkäuser ertödteten bei ihm jede kindlich gläubige Neigung im Keim, verweisen die Phantasie und den Wunderglauben von Hause aus in das Irrenhaus. Die Moral der „vernünftigen Gedanken“ bleibt als die einzige Lebensrichtschnur übrig, und der jugendliche Enthufasmus wird in der Begeisterung für das Unjugendlichste von der Welt, die Herrschaft des gesunden Menschenverstandes,

verbraucht. Merckels Anlage gemäß machten sich diese Einflüsse vorwiegend auf politischem und socialem Gebiete geltend; er fühlte keinen inneren Drang, die Geltung der ihm eingewirkten Grundsätze auch in der religiösen Sphäre durchzusetzen und hat sich zeitlebens damit begnügt, für seine Person Deist zu sein. Der ästhetische und der politische Merkel, der Verfasser der „Ketten“ und der Autor der „Briefe an ein Frauenzimmer“ — sie sind beide in der Bibliothek des Loddigerschen Expredigers groß gewachsen; in ihr ist unser alter Landsmann sein Leben lang stecken geblieben; selbst von seinen persönlichen Untugenden, maßloser Eitelkeit und unerträglichem Arroganz, läßt sich vieles auf die Einsamkeit des jungen Autodidakten zurückführen.

Das Horazische *aut prodesse volunt aut delectare poetae* ist immer der oberste Satz seiner ästhetischen und kritischen Weisheit geblieben. Das Lehrgedicht und die poetische Erzählung sind ihm darum die liebsten und geläufigsten Formen dichterischen Schaffens, Voltaire und Wieland ihre echten Repräsentanten und unübertrefflichen Muster. Nach dem praktisch-moralischen Maßstabe wird jede Dichtung bemessen, die mehr als bloß „ergözen“ soll. Die bloße Möglichkeit einer Parallele zwischen Schiller und Voltaire reicht schon dazu hin, den 17jährigen Jüngling in Harnisch zu bringen und ihn in die charakteristischen Worte ausbrechen zu lassen: „Voltaire hat die Ehre des hingerichteten Admiral Blich und des unglücklichen Calas gerettet, ebenso die Ruhe und den Wohlstand der Familie des letzteren, Leben und Vermögen der Familie Sirven, das Menschenrecht und die Freiheit der fünfzehn aus dem Jura nach Frankreich entflohenen Leibeigenen — Schiller, meine Herren, was that doch Schiller?“ Mit diesem wunderbarlich moralisirenden Standpunkt vertrug es sich gar wohl, wenn Merkel an den Lascivitäten der Pucelle oder des Musarion nur geringen Anstoß nahm und sie, als harmlose Auswüchse der *Licentia poetica*, für Concessionen an die Verpflichtung des Dichters „zu ergözen“ ansah. Wo aber irgend durch ein Kunstwerk die Gültigkeit der Principien des Aufklärungszeitalters gefährdet zu sein scheint, da erwacht der sittliche Rigorismus des wunderlichen Eiferers, der schon in seinem 19ten Lebensjahre Werthers Leiden als eine „durch Mißbrauch des Genie aufgestützte Krankengeschichte“ perhorrescirte, in seinen Mannesjahren die Romantiker bekämpfte, weil sie den „alten Bahn“ hoch hielten und die Tageshelle des gesunden Menschenverstandes durch die Finsterniß mittelalterlicher Vorstellungen gefährdeten, — der noch in seinem Alter

nicht begreifen konnte, warum diese Romantiker Wieland die echte Künstlernatur absprachen und der sich sein Leben lang etwas darauf zugut that, mehr als ein Künstler gewesen zu sein, weil ihm der sichere Grund des Hauses, an dem er mitgebaut, stets wichtiger erschienen sei, als dessen bloße Bemalung

Einem Kritiker dieses Schlags konnte es nicht beschieden sein, die Helden der klassischen deutschen Literaturperiode oder auch nur die schimmernden Ritter der romantischen Schule mit Aussicht auf dauernde Erfolge zu befehlen. Merckels verfehlte kritisch-ästhetische Thätigkeit hat vielmehr nur dazu gedient, ihm den Ruhm zu schmälern, auf den er als politischer Schriftsteller berechtigten Anspruch erheben darf.

Welcher Art seine politischen Anschauungen waren, würde sich ohne Mühe aus seinem Bildungsgange ableiten lassen. Bei einem Schüler Voltaire's kann es uns nicht Wunder nehmen, daß derselbe keinem bestimmten, abgeschlossenen System nachging, sondern in der Negation seine Stärke hatte. Dem moralisirenden Charakter des Liberalismus der Aufklärungsperiode boten die haltlosen Zustände der damaligen Zeit besonders durch die noch in allen drei Provinzen bestehende Leibeigenschaft dankbare Angriffspunkte und es war an und für sich natürlich, daß der jugendliche Vorkämpfer der Ideen von Menschenrecht und Menschenwürde seine publicistische Thätigkeit an die Bekämpfung dieses Instituts anknüpfte. Gegenwärtig man sich aber, daß der heillose Zustand der ländlichen Bevölkerung durch sein nach Jahrhunderten zählendes Alter eine gewisse Sanction erhalten hatte, daß die Lehre von der Nothwendigkeit der Aufrechterhaltung dieses Zustandes zum ABC der politischen Weisheit des Landes gehörte, daß die von Generation zu Generation herübergenommene Gewohnheit, dem Elend der Ketten und Ethen indolent zuzusehen, das sittliche Gefühl der deutschen Bevölkerung dermaßen abgestumpft und depravirt hatte, daß es dem leibeigenen Landvolke gegenüber, so zu sagen, seine Functionen einstellte — daß endlich das Rütteln an jenem Zustande mit allen Schrecken umgeben war, welche eine zahlreiche und mächtige Klasse um sich verbreiten konnte, so wird man den Muth eines Jünglings, der allein unter seinen Landsleuten consequent genug war, die Idee der Zeit in der Sphäre concret werden zu lassen, in welcher Eigennuß und Verblendung bis dahin allein das Wort geführt hatten, nicht hoch genug anschlagen können. Wie wohlangebracht war hier jener Enthusiasmus für die Sache des gesunden Menschenverstandes und der aufgeklärten Moral,

der als kritischer Maßstab für den Werth eines „Faust“ oder auch nur einer „Genovefa“ so unerträglich langweilig ist! Wie vernichtend wirkten hier die Argumente der Nützlichkeitstheorie, mit denen in der Welt des Schönen schlechterdings Nichts anzufangen ist! Wie glänzend nimmt sich den scheinheiligen Redensarten von einem ehrwürdig = patriarchalischen Zustande und manchen künstlicheren Sophismen gegenüber die einfache aber scharf einschneidende Logik aus, deren Klinge auf ästhetischem Gebiet vergeblich bemüht war, dem Kranz der Weimarer Dioskuren auch nur ein Blatt zu rauben.

Die Unerfrohenheit und Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Jüngling Merkel seine kaum verdaute Weisheit auf die Zustände anwandte, die ihn umgaben, schafft uns aber auch einen hohen Begriff von der zündenden sittlichen Kraft, welche jenem vielverrufenen politischen und religiösen Rationalismus seiner Zeit innegewohnt hat, der heutzutage den Ultras auf beiden Seiten nur noch zur Zielscheibe zuweilen herzlich schlechter Witze über Halbheit, Inconsequenz u. s. w. gut genug zu sein scheint. Man kann der Kühnheit und Consequenz, mit welcher die Jünger des gesunden Menschenverstandes wider die überlieferte Sagung ankämpften, seine Bewunderung nicht versagen, auch wenn man sich zu den trivial gewordenen Grundsätzen jener Schule nicht mehr bekennen kann. Merkel hat den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er die Aushebung der Leibeigenschaft für die Vorbedingung allen weiteren Fortschritts in Livland erklärte und in der Thatsache, daß neunzehn Zwanzigtheile von einem Zwanzigtheile der Bevölkerung ausgebeutet wurden, die Wurzel aller Uebel sah. Bei allem Festhalten an der berechtigten Individualität der Ostseeprovinzen und ihrer selbständigen Entwicklung wird man ihm sogar einräumen müssen, daß durch die zeitweise Einführung der Statthalterchaftsverfassung in der That manches der „alten Hindernisse des Wohlfseins gelöst wurde“, bei der Wiederherstellung der angestammten Verfassung „zahlreiche Wurzeln früherer Mißstände verdorrt waren und nicht mehr in ihrer vorigen Ueppigkeit gedeihen konnten“. So wenig wir heutzutage die Wiederkehr jener von Merkel vielgepriesenen statthalterchaftlichen Periode herbeizuwünschen Grund haben, so verschieden unsere Anschauungen über die zum Ziel führenden Mittel von denen des Verfassers der „Letten“ sind, so natürlich müssen wir es finden, daß einem kosmopolitisch gebildeten Zeitgenossen vorzugsweise die Vortheile jener Umwälzung in die Augen sprangen.

Die rein naturrechtliche Auffassung des Staatslebens und der Geschichte

hat längst aufgehört auch nur in der Theorie die Alleinherrscherin zu sein. Das historische Recht und die organische Entwicklung sind wiederum zu ihrer früheren, wenn auch modificirten Bedeutung erhoben worden, man hat einsehen gelernt, daß das theoretisch Richtige nicht immer das praktisch Durchführbare ist, daß verschiedene Verhältnisse eine verschiedenartige Anwendung derselben Wahrheiten heischen und daß ebenso wenig alle Pflanzen zur gleichen Gestalt, wie alle Staaten zur gleichen politischen Form berufen sind: die naturrechtliche Doctrin aber ist und bleibt das wohlberedigte Correctiv für jede Verbildung der historischen Entwicklung und man darf nicht ermüden, immer wieder daran zu erinnern, daß nur die Wohlfahrt Aller an und für sich berechtigt ist, die Bevorrechtung des Einzelnen aber nur ein zeitweiliges Mittel im Dienste dieses letzten Zweckes. Diese Wahrheit wird heutzutage ebenso häufig übersehen, wie zu Merckels Zeiten das gute Recht des Eigenartigen und organisch Erwachsenen hintangeseht wurde. Die Sätze, für welche er seiner Zeit unerschrocken eintrat, haben den Reiz der Neuheit, den Zauber der Unfehlbarkeit längst eingebüßt; geistreichen Köpfen erscheint es als dankbarere Aufgabe, die Lücken und faulen Flecke der naturrechtlichen Doctrin ausfindig zu machen und die Berechtigung und Vernünftigkeit dessen nachzuweisen, was dem gesunden Menschenverstande unberechtigt und unvernünftig zu sein scheint. Man vertieft sich in den Reichthum der vielgestaltigen Erscheinung und gelangt häufig genug dazu, das Eigenthümliche mit dem Wesentlichen zu verwechseln. Hier aber ist es, wo Carl von Mevius einfache Staatsweisheit wieder in ihr Recht tritt. Wo irgend unter der Firma continuirlich-organischer Entwicklung dem egoistischen Sonderinteresse gedient wird, da möchte ich den Alten von Depkinshof aus dem Grabe erwecken, um ihn mit seiner scharfen und unmelodischen, aber zugleich unermüdbaren und unüberhörbaren Stimme sein altes, wenn auch immerhin trivial gewordenes Motto wiedererschallen zu lassen: „Licht ist Leben, Licht ist Glück und für Staaten Macht“.

Julius Eckardt.

Die Memoiren Philipp Wigels.

Diejenigen Russen, welche es auf eine rein nationale Entwicklung ihres Staats- und Volkslebens absehen, verfallen leicht in den Irrthum, der die russische Nationaleigenthümlichkeit beeinträchtigende deutsche Einfluß könne nur durch eine vollständige Resorption des deutschen Wesens der Ostseeprovinzen unschädlich gemacht werden. Wie uns scheint, liegen die Dinge gerade umgekehrt: wollte man den Unterschied zwischen diesen Provinzen und den bei uns sogenannten „innern Gouvernements“ verwischen und so den Kur-*Est*-Livländern die Freude und das Genügen an ihrer provinziellen Sonderbethätigung nehmen, so würde man dieselben mit Nothwendigkeit dazu führen, um so mehr von dem ihnen eigenthümlichen Elemente in die russisch-nationale Entwicklung hineinzutragen. Es würde damit gleichsam ein Gefäß zerstört, dessen bis dahin mehr oder weniger zusammengehaltener Inhalt sich um so weiter ausbreiten müßte.

Der Mann, dessen Name diesem Aufsatz vorgelegt ist, exemplificirt die Wahrheit, daß von den im weiten Reiche verstreuten Abkömmlingen deutscher Emigranten am allerwenigsten Sympathie für die „separatistisch“ gescholtene Sache der Ostseeprovinzen zu erwarten ist und daß andererseits das Aufgehen aller jener Individuen in die russische Nationalität gerade durch die bestehende relative Abgeschlossenheit dieser Provinzen eher gefördert als gehindert wird. Philipp Wigel, der jetzt enthüllte Verfasser der *Russie envahie par les Allemands*, repräsentirt den nicht unbedeutenden Bruchtheil derjenigen im Innern des Reichs geborenen Deutschen, welche

durch desto eifrigere Hingabe an die nationale Idee den Flecken ihrer unslavischen Abstammung abzuwaschen bemüht sind — oft freilich mit ziemlich zweifelhaftem Erfolge.

Giebt es nun in Petersburg und Moskau, gleichwie in London und Paris, eine Menge auch solcher Deutschen, welche dem *ubi bene ibi patria* nur eine Beziehung auf ihren Beutel geben und im Uebrigen nicht über die vier Pfähle ihrer Häuslichkeit hinausschauen, so fragt es sich, ob nicht im Vergleich mit diesen Letzteren jene Andern, welche um jeden Preis, auch um den der Aufopferung ihrer Nationalität, eine wirksame Theiligung an dem Gemeinwesen zu erkaufen bestrebt sind, als die sittlich Höherstehenden angesehen werden müssen. Eine Frage, die hier nicht im voraus beantwortet werden kann, wol aber aufgeworfen werden mochte, um einer Reproduction der neuerdings erschienenen und in der russischen Literatur viel Aufsehen erregenden Bekenntnisse Wigels als leitender Gesichtspunkt vorangestellt zu werden.

Ein Deutscher kann seine Biographie bekanntlich nicht erzählen, ohne mit seinem Großvater zu beginnen. Philipp Wigel ist noch nicht Russe genug, um *medias in res* zu fallen: auch er hebt mit einer Aufzeichnung seiner Ahnentafel an und führt uns durch zwei Generationen, ehe er bei sich selbst anlangt. Wir können ihm das nur danken, denn er vervollständigt seine kulturgeschichtliche Skizze durch dieses weitere Ausholen um ein Beträchtliches; er entwirft uns nicht nur ein Bild des socialen und politischen Lebens im damaligen Rußland, sondern zugleich auch des adeligen Wesens in Estland, in dem Estland des 18. Jahrhunderts. Er läßt uns durch drei Generationen den Proceß verfolgen, der den Enkel eines königlich-schwedischen Kapitäns und Erbherrn zu Zulluk und Kurtna im Jeweschischen Kirchspiele zum Departements-Direktor im Ministerium des Innern und Verfasser der deutschenfeindlichsten Broschüre machte, die vielleicht überhaupt jemals geschrieben worden ist.

Der Großvater unseres Helden hieß mit seinem vollen Namen Laurentius von Wigelius und socht als schwedischer Kapitän unter Karl XII. in der Schlacht bei Poltawa. Mit Erröthen gesteht sein Enkel, die lateinische Endung seines Namens mache es wahrscheinlich, daß die ersten Träger desselben Finnen, vielleicht gar Esten gewesen; aber hinter diesem angeblichen Erröthen versteckt sich offenbar die Absicht, den noch schlimmeren Verdacht einer deutschen oder schwedischen Herkunft von sich abzu-

wenden. Nach der Unterwerfung Estlands unter das russische Scepter, zog sich der würdige Capitain, der ein eifriger Anhänger seines soldatischen Königs war, in das Stillleben zurück und wurde Landwirth, indem er seine väterlichen Güter Iluck und Kurtua „übernahm.“ Ziemlich gleichzeitig verehelichte er sich mit Gertrude von Brümmer und allirte sich dadurch (wie man in Estland sagte) mit verschiedenen der angesehensten Familien des Landes, den Bugbölden's, Brewern's und Rosen's, eine Verwandtschaft, auf welche sein aufgeklärter Enkel, wie er ausdrücklich erklärt, nicht im geringsten stolz gewesen ist. Die Abneigung des alten Kriegers gegen die Eroberer des Landes und sein stiller Cultus für König Karl hielten ihn in fast völliger Isolirtheit von seiner Umgebung, die mit ihrer Vergangenheit schneller abzurechnen und sich williger in die neuen Verhältnisse hineinzufinden wußte. Von den sieben Söhnen, die seine Gattin ihm gebar, sandte er die vier ältesten über die Grenze in die Armee Friedrichs des Großen, um sie nicht in den Reihen seiner alten Gegner zu sehen: gab es doch nach den Begriffen der damaligen Zeit für den estländischen Edelmann, der sich nicht daran genügen lassen wollte die rura paterna zu verwalten, keine andere als die militairische Laufbahn. „Aber — so berichtet der Enkel — dieses unpatriotische Verfahren meines Großvaters sollte sich grausam strafen: drei von meinen Dehnen mußten in den Schlachten des preussischen Königs, der gegen Rußland socht, ihr Leben lassen, und nur der älteste, der es zum preussischen Generalmajor und Kommandanten der Festung Thorn brachte, blieb am Leben.“ Aber auch von diesem Bruder seines Vaters berichtet der Autor uns nur, daß er ohne Vermögen gestorben und daß seine Wittwe, geborene v. Glasenapp, ihre russischen Verwandten mit Bettelbriefe belästigt habe.

Seine drei jüngsten Söhne sandte Herr Laurentius v. Wigellius nach Rußland, wo der Enkel einer Schwester Karls XII., der Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, inzwischen zum Thronerben erklärt worden war und wo jetzt die Brüder von Offizieren Friedrichs des Großen und Enkel eines der Sieger bei Narwa sich einer günstigen Aufnahme versehen konnten. Der Name des unglücklichsten Gemahls der großen Katharina ist bekanntlich unbeliebt bei den Historikern der Nationalitätspartei. Was Wunder, wenn auch Wigel, trotz der Wohlthaten, die sein Vater und dessen Bruder von dem Neffen Elisabeths empfangen, seiner nicht eben im panegyrischen Tone gedenkt. Wir übergehen die betreffenden Auslassungen.

„Nachdem die eine Hälfte der Nachkommenschaft meines Großvaters das Blut russischer Soldaten vergossen hatte — fährt der Autor fort — wurde die andere Hälfte in ein kaiserliches Kadettenhaus aufgenommen und auf Kosten Rußlands erzogen. Man sieht, das alte Rußland war in Bezug auf Arglosigkeit und Selbstvergessenheit dem jetzigen durchaus ähnlich.“ Von den drei jungen Herren von Wigelius, die „auf Kosten Rußlands“ im Kadettenhause erzogen wurden, war der Vater des Autors (wie sein Sohn Philipp geheißt) der jüngste und — wenn wir dem Urtheil seines Sprößlings trauen dürfen — der fähigste.

Auf seine Dehne ist Philipp Philippowitsch (so wollen wir, der Kürze und der Unterscheidung von seinem Vater wegen, den Autor fortan nennen) wie auf all' seine väterlichen Verwandten, den Vater selbst ausgenommen, nicht gut zu sprechen; der ältere von ihnen, Johann, bringt es ja nur zum Premier-Major und stirbt als Kommandant irgend einer obskuren Festung; von dem jüngern, Jakob, läßt sich nur sagen, daß er durch seine Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit der Spott des St. Petersburger Gerichtshofes wurde, bei welchem er diente und in welchem er es darum nur zum Collegienrath brachte. Von diesem „Original“ weiß der Neffe nur noch zu berichten, daß er eine unglückliche Leidenschaft für das weibliche Geschlecht hatte, sich der Reihe nach mit sieben seiner Köchinnen „aus deutscher Gewissenhaftigkeit“ trauen ließ, um bald darauf wieder von ihnen geschieden zu werden, was in der damaligen Zeit, wo Rußland seiner evangelisch-lutherischen Kirche noch keine Gesetze gegeben hatte, keine großen Schwierigkeiten machte.

Auf die Aufzählung dieser Scandalosa beschränkt sich so ziemlich alles, was Philipp Philippowitsch von seinen deutschen Verwandten weiß. Noch eines Veters thut er gelegentliche Erwähnung, eines gewissen Sanders, der es zum Generalmajor brachte und von einer so unverwüßlichen deutschen Gesundheit war, daß er noch in seinem neunzigsten Lebensjahre eine tödtliche Verwundung, die ihm Straßenräuber beigebracht hatten, glücklich überstand. Die Unverwüßlichkeit deutschen Appetits und deutscher Gesundheit ist ein zu beliebter Gegenstand russischer Scherze, als daß Philipp Philippowitsch seinen Lesern diesen Umstand verschweigen konnte. „Mit den Gefühlen des Stolzes“ geht der Autor von dem Bericht über seine väterlichen Verwandten zu dem über die Vorfahren seiner Mutter über, denn diese war eine Russin und stammte nicht aus Estland, sondern aus dem Pensaschen Gouvernement. Für unseren Zweck genügt die Notiz, daß

Frau von Wigel dem Geschlecht der Lebedew entsprossen und daß ihr Vater Lieutenant im Ismailowschen Garderegiment unter der Kaiserin Elisabeth gewesen war, der nationalen Tochter Peters des Großen, „deren alte Leute sich noch Jahrzehnte nach ihrem Tode nur mit Thränen der Rührung erinnern konnten, deren treffliches Herz, trotz einer schlechten Erziehung unter ungebildeten und dazu durch die europäische Bildung verderbten Leuten, es verstanden hatte Rußland glücklich zu machen“.

Philipp Wigel, der Vater, wurde in dem von Münnich, (einem der wenigen Deutschen aus den Zeiten Anna's, die nach der Meinung Philipp Philippowitsch's, Rußland nicht nur beraubt und geknechtet, sondern ihm auch genügt hatten) gegründeten adligen Land-Kadettencorps erzogen und trat nach beendetem Coursus in die Garde. Dem jungen Deutschen leuchtete die Gnaden Sonne Peters III., mit dem er durch seinen Vetter den Generaladjutanten Baron Ungern-Sternberg in persönliche Beziehung gesetzt worden war: er wurde in die intimen Zirkel gezogen, in denen der Kaiser beim Punschglase und der Tabackspfeife seine Offiziere zu den bekannten Festen in Dranienbaum versammelte, und erst 23 Jahre alt erfuhr der junge Wigel, Se. Majestät beabsichtige ihn am Peterstage, dem 29. Juni 1763 zu seinem Flügeladjutanten zu machen. — „Aber ach — so bemerkt der Sohn — dem 29. Juni ging der 28. vorher. Mein Vater war von Dranienbaum nach Petersburg gekommen, um die der ihm verheißenen Würde entsprechende Uniform zu kaufen; als er Morgens über den Isaksplatz ging, wurde er unversehens ergriffen und arretirt, Katharina II. hatte den Thron ihres Gemahls bestiegen, die Orlovs wurden die Helden des Tages und mein Vater mußte ins Gefängniß wandern“.

Philipp Philippowitsch bezeichnet seinen Vater als einen Ausbund von Herzensgüte, Edelmuth, Sittenreinheit, Gewissenhaftigkeit u. s. w. Auch seiner bis in's späteste Alter gepflegten Reinlichkeit wird gedacht. „Die Reinlichkeit, schreibt der Sohn, ist eine der wenigen wirklich guten Gaben, die wir dem Westen verdanken.“ Bemerkenswerth ist die Ehrfurcht und Verehrung, die Wigel Zeit seines Lebens für dieselbe Kaiserin Katharina hegte, um deren willen er ins Gefängniß wandern mußte, das der designirte Flügeladjutant Peters III. im Jahre 1764 verließ, um die Gardesuniform auszuziehen und als Premier-Major in die Armee zu treten. Gregor Orlow, der damals allmächtige Günstling der Kaiserin, sandte ihn an die Wolga, in das jetzige Saratowsche Gouvernement, um bei der Vermessung der Ländereien thätig zu sein, die eben damals den bairischen

und westphälischen Kolonisten angewiesen wurden, welche die „noch unerfahrene“ Kaiserin „als geistige Lichter“ hatte importiren lassen.

Bevor er an die Wolga zog, ging Wigel noch nach Estland, um seinem sterbenden Vater die Augen zuzudrücken und „dessen Segen, leider aber keine Erbschaft“ in Empfang zu nehmen, denn Kurtna und Iluck waren auf fünfzig Jahre verpfändet worden. Das Glück, das dem Premier-Major am finnischen Meerbusen versagt blieb, sollte ihm an der Wolga reichlich zu Theil werden, zuvörderst in Gestalt zweier Frauen, einer Simbushin und einer Lebedew, welche letztere er auf den Wunsch seiner ersten Schwiegermutter heirathete, um sich in seiner Wittwerschaft zu trösten. Bald nach Eingehung dieser zweiten Ehe geschah Folgendes: in einer schweren Krankheit, die ihm das Bewußtsein raubte und ihn an den Rand des Grabes führte, ließ seine getreue, glaubenseifrige Gattin ihn, den lutherischen Ketzer, durch einen russischen Priester firmeln um ihn nicht auch für jenes Leben zu verlieren. Von Stund' an in Reconvalescenz getreten und bald dem Leben wiedergegeben, ward der neue Convertit ein genauer Erfüller der Gebräuche der griechisch-orthodoxen Kirche. Doch wahr-scheinlich aus „falscher Scham“ über diese unfreiwillige Bekehrung pflegte er jeden Streit, ja jedes Gespräch über Religion zu vermeiden und war überhaupt nicht „fromm.“ Dies ist für Philipp Philippowitsch die einzige unbequeme Erinnerung an seinen Vater.

Die Landvermessungen an der Wolga hörten nach einigen Jahren auf: der Premier-Major avancirte im Jahre 1774 zum Obristlieutenant und wurde an den Kuban kommandirt, wo er gegen jene Bergvölker kämpfte, die erst ein Jahrhundert später der russischen Botmäßigkeit unterworfen wurden. Die Stätten seines bisherigen Aufenthalts wurden inzwischen der Tummelplatz des Pugatschewischen Aufstandes, der den Osten Rußlands verwüstete. Nach seiner Beendigung wurde das Regiment, in welchem Wigel (dem inzwischen mehrere Kinder geboren worden waren) diente, vom Kuban an die Weichsel versetzt, an welcher eine russische Armee seit der ersten Theilung Polens dauernd ihre Quartiere genommen hatte. Trotz des zuvorkommenden Empfangs, dessen Frau v. Wigel, Dank ihrer acht russischen Liebenswürdigkeit, in der Warschauer Gesellschaft theilhaftig ward, ist der Aufenthalt in Warschau den jungen Gatten niemals behaglich geworden. Die beiden Vorgesetzten Wigels, General Romanus und Oberst v. Drewitz erbitterten, wie Philipp Philippowitsch berichtet, durch die „deutsche Soldatengroßheit, welche seit dem siebenjährigen Kriege eine

deutsche Eigenthümlichkeit geworden ist“ die polnischen Herzen und machten die Stellung der russischen Offiziere in der Warschauer Gesellschaft unerträglich. Ein günstiges Geschick macht Herrn v. Wigel schon nach einiger Zeit zum Obristen des Alexopolischen Infanterieregiments und führt ihn sammt Familie in die Steppen Neurußlands, an die Mündung des Dnjepr. Hier ließ Potemkin an der Stätte, an welcher Wladimir der Heilige angeblich die Taufe empfangen hatte, eine Stadt bauen, die er Cherson nannte. Auf den Wink des allmächtigen Günstlings der Kaiserin wurden alle menschlichen Kräfte, deren man in dem schwachbevölkerten Landstrich habhaft werden konnte, zusammengerafft und zur schleunigen Ausführung seines Projekts verwandt, auch die Armee sammt ihren Offizieren mußte zur Förderung des Werkes beitragen und der Obrist Wigel, der sich in seiner Jugend mit Architektur beschäftigt hatte, war hier an seinem Platz. Potemkin, „der Gigant“, kam selbst wiederholt an den Dnjepr, um seine Schöpfung zu besichtigen. Philipp Philippowitsch, der ihn selbst niemals gesehen, von seinem Vater und dessen Freunden aber viel von dem großen „Taurier“ gehört, kann nicht umhin, auf jene Traditionen gestützt, das „geistige Bild“ dieses seines Helden zu entwerfen. Nach Wigel ist Potemkin ein Typus, eine Personifikation des russischen Volks; in stiller Größe stand er da, ohne eigentlich je etwas Großes geleistet zu haben, gefürchtet ohne je etwas Uebles gethan zu haben, mächtig ohne je seine Macht mißbraucht zu haben; ehrgeizig und tollkühn ringt er nach den höchsten Zielen, aber nur der Kampf, nicht dessen Preis reizt ihn; heute ergiebt er sich einer orientalischen Apathie und Unthätigkeit, morgen übertrifft er an Thatkraft und Leistungsfähigkeit alle anderen Menschen. Niemals hörte man aus seinem Munde ein heftiges oder rauhes Wort, aber die Sprache seiner Augen schreckte jede Opposition gegen seinen Willen zurück.

Wir wollen die kühnen Antithesen, in denen diese Charakteristik unseres Memoirenschreibers sich noch ergeht, nicht weiter verfolgen. Lehrreicher ist die Anekdote, mit welcher Wigel seinen Panegyrikus auf die Herzengüte, Gerechtigkeitsliebe u. s. w. des Tauriers beschließt: Potemkin hatte Frau v. Wigel zuweilen in Gesellschaft gesehen und von den Reizen ihrer kleinen Füße gehört: seine gelegentliche Aeußerung, er werde die Dame bitten, ihn zu besuchen und ihm ihre Füße im Naturzustande zu zeigen, erfüllte die Wigelsche Familie mit so lebhaftem Schrecken, daß das Haupt derselben seine Gattin augenblicklich abreisen ließ, um dem „Giganten“ die Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens abzuschneiden,

Bald darauf verließ auch Obrist Wigel Cherson, aber nicht etwa um des Tauriers willen: mit diesem blieb er auf durchaus freundschaftlichem Fuß; ein Deutscher war es, der ihn vertrieb, der Prinz Friedrich von Württemberg, Schwager des damaligen Großfürsten Paul und später König von Württemberg, ein „unerträglicher Pedant und Tyrann“. Worin diese Tyrannei des schwäbischen Fürstensohns bestanden, verschweigt unser Memoirenschreiber, denn er benutzte diese Stelle zu einem lehrreichen Excurse über deutsche Prinzen in russischen Diensten und das souveräne Selbstgefühl, mit welchem Leute vom Schlage Potemkins auf diese Deutschen herabzusehen gewohnt waren. Und doch scheint dieser Excurs nicht am rechten Orte zu sein, denn er schließt mit einer Klage darüber, daß der „Taurier“ dem großfürstlichen Schwager gegenüber so machtlos war, daß Wigel das Feld räumen mußte und froh war, auf Potemkins Vorstellung als Brigadier zur Disposition gestellt zu werden. Er ging auf die im Pensaschen belegenen Güter seiner ersten Frau und hier wurde ihm sein vierter Sohn, Philipp, der Held und Verfasser unserer Geschichte geboren. Während dieser noch in der Wiege lag, nahm das Geschick seiner Eltern eine neue Wendung: nachdem es Potemkin gelungen war, den Würtemberger zu verdrängen, beschloß er „mit der Großmuth, die starken und klugen Leuten eigenthümlich ist“, dem Brigadier Wigel wieder aufzuhelfen; er ließ seinen Schützling durch Vermittelung des Staatssekretärs und späteren Reichskanzlers Beshorodko zum Generalmajor ernennen und überließ es der eigenen Wahl desselben, Gouverneur von Dnenez oder Oberkommandant von Kiew zu werden. Herr von Wigel entschied sich für das letztere Amt, das er im Herbst 1788 antrat.

Kiew, die Hauptstadt Kleinrußlands, der „Ahnherr der russischen Städte“ war damals ein Waffenplatz von hoher Bedeutung, denn er lag nur fünf Meilen von der polnischen Grenze. Unser Berichterstatter, der hier die glücklichen Jahre der Kindheit und ersten Jugend verlebte, schildert das „russische Jerusalem, das gleich der Stadt Davids lange unter dem Joche der Ungläubigen geschmachtet hatte,“ mit den Farben glühendster Begeisterung. Bunt durcheinander lagen herrliche Kirchen mit strahlenden Kuppeln und elende strohbedeckte Hütten, auf welche die Festung mit ihrem weltberühmten Höhlenkloster stolz hinabsah. In diesem „russischen Zion“ verträumte Philipp Philippowitsch der Jugend Traum; unberührt von allen fremdländischen Einflüssen, genoß er des Glücks von zwei russischen Wärterinnen, dem Festungsgeistlichen Stepan und dem

Stabs-Medicus Janowski, einem Kleinrussen, die ersten Bildungseinstöße in Gestalt von Gebeten, Volksliedern und Märchen zu empfangen. Diesem „goldenen“ Zeitalter folgte aber nur allzubald ein ehernes; der Repräsentant desselben war ein deutscher Hauslehrer Herr Christian Ruth. Ein deutscher Dienstkamerad, Herr v. Fock, Kommandant der Festung Perejaslawl, hatte denselben, als erprobten Erzieher seiner eigenen Söhne, seinem Freunde und Landsmann Wigel empfohlen und dieser war verständig genug, den ehrlichen Deutschen den zahllosen französischen Emigranten vorzuziehen, die eben damals Polen und die westlichen Theile Rußlands überschwemmten „nachdem die Deutschen so klug gewesen, diese ungebetenen und gefährlichen Gäste gleich den Juden weiter nach Osten zu schicken.“ Herr v. Wigel, hatte er auch sonst den Estländer vergessen, war nach dem Zeugniß seines Sohnes ein gewissenhafter Familienvater, dessen ernster und etwas barscher Natur das französische Wesen des ancien régime entschieden zuwider war und der in allen Verhältnissen auf Zucht und Ordnung hielt und selbst seinen Kindern gegenüber stets eine ernste, feierliche Miene zeigte. Herr Christian Ruth war ein Mann nach seinem Herzen: unter einer trockenen, gleichmäßig-ruhigen Hülle verbarg er ein gründliches Wissen, einen regen Sinn für Ruhe und Ordnung und ein ganz ungewöhnliches Accomodationsvermögen, das mit einer entschieden optimistischen Weltanschauung in Zusammenhang stand. Ein zweiter Doktor Pangloss, sah er von allen Dingen nur deren gute Seite; obgleich eifriger Protestant, sprach er mit Bewunderung von der Größe des Papstthums; obgleich guter Deutscher, war er ein Bewunderer französischen Scharfsinns, ohne dabei übrigens gegen die Vorzüge britischer Solidität und Betrieb-samkeit blind zu sein. Diesem Wundermanne stand ein russischer „Djädka“ Alexander Nikitin zur Seite, der übrigens nur in Bezug auf die Fähigkeiten und die Fortschritte seines Eleven, dem er das russische ABC beizubringen hatte, Optimist war, dem Herzen dieses aber trotz seiner etwas trunksälligen Launen näher stand als der deutsche Pedant, der sich den Leistungen seines Schülers gegenüber häufig als Pessimist gerirte. Um die Einsamkeit seines Sohnes zu erheitern und zugleich den Kindern seiner Untergebenen die Vortheile eines gründlichen Unterrichts zu Theil werden zu lassen, ließ Herr v. Wigel die Söhne dreier Festungsoffiziere (unter denen auch ein deutscher Artillerie-Major Nilus genannt wird) an dem Unterricht, den Herr Ruth erteilte und der sich auf alle Gebiete menschlichen Wissens von der Botanik bis zur russischen Heraldik erstreckte,

Theil nehmen; nur der mathematische Unterricht wurde von einem Russen, dem „Stück-Funker“ Skriptschin, ertheilt. Herr Muth leitete fast ausschließlich die Erziehung seiner Schüler, die er nur selten außer Augen ließ. Das einzige Vergnügen dieses seltenen Mannes, der in den neunziger Jahren zu seinen frühern Zöglingen, den Fock's, zurückkehrte, um die Kinder derselben zu erziehen, bestand in den bescheidenen Abendgesellschaften, zu denen er von Zeit zu Zeit seine in Kiew lebenden Landsleute, den Gouvernements-Architekten v. Helmersen, den Pastor Grahl, den Apotheker Junge, den Platzmajor Brockhausen und den Kapellmeister Diehl einlud, die zuweilen auch ihn und seinen Zögling bei sich aufnahmen. Bei einem bescheidenen Butterbrod und einigen Gläsern Bier saßen die Trefflichen rauchend da, theilten sich in wohlgemessener Rede ihre politischen Ansichten über die Lage Europas mit, lobten das deutsche Vaterland, ohne indessen — wie Philipp Philippowitsch anerkennend hinzusetzt — Rußland zu tadeln, und beschloßen diese bescheidenen Soireen in der Regel mit einer Partie Lotto. „Allmählig wurde ich selbst zum Deutschen, ich sah wie ein Deutscher aus, sprach fast nur deutsch und mein seliger Vater war schwach genug, sich darüber zu freuen. Gott sei Dank — mein Charakter aber blieb völlig russisch.“ Die Gefahr der Germanisirung, die unser Referent in diesen drastischen Worten schildert, ging indessen bald vorüber, denn nach vierjährigem Aufenthalt im Wigelschen Hause kehrte Herr Muth, wie eben erwähnt, nach Perejaslawl in das Fock'sche Haus zurück.

Der Schulunterricht scheint die Zeit der Wigelschen Kinder nicht recht ausgefüllt zu haben, wenigstens hatten sie Muße genug übrig, um eingehende Studien über Charakter, Lebensweise und — Nationalität der Freunde und Bekannten ihrer Eltern anzustellen. Bei dem früh und lebhaft ausgebildeten Nationalitätsgefühl des jungen Wigel ist es zum Verwundern, daß seine Erinnerungen sehr viel mehr von den damals in Kiew lebenden Ausländern, als von den daselbst anwesenden russischen Bojarsengeschlechtern zu berichten wissen. Unter den „Ausländern“ steht voran die Gräfin Branicka, eine an den bekannten polnischen Magnaten und Parteigänger Rußlands Branicki verheirathete Nichte des „großen“ Potemkin, in dessen ganz besonderer Gunst stehend, sie mit der Familie des von ihrem Ohm creirten Kiew'schen Oberkommandanten lebhaft verkehrte. Diese polnische Gräfin, die dem Sohne des russischen Estländers stets als Typus der Nation Lech's erschien, war väterlicherseits von furlän-

discher Herkunft und hatte als Mädchen Fräulein v. Engelhardt geheißen; mit Herrn v. Wigel dem Vater mag sie manches lehrreiche Gespräch über die interessante Frage abgehandelt haben, wie der baltische Deutsche auf den benachbarten großen Slavenstamm providentiell angewiesen sei, um ihm als civilisatorischer Dünger zu dienen und von ihm absorbiert zu werden. Die Gräfin hatte viel in St. Petersburg bei Hofe gelebt und trug in stillem Cultus des „orientalischen Projekts“ ihres Oheims die sogenannte Gretschanka, ein Modestück im griechischen Geschmack, das bei Hofe gern gesehen war. Während die Gräfin in sich die Kurländerin eben so gut mit der Polin wie diese mit der russischen Parteigängerin zu verbinden und mit Herrn v. Wigel, dem Russen aus dem Jeweschen Kirchspiel, trefflich auszukommen wußte, war das Nationalgefühl in der jungen Generation bereits sehr viel lebhafter entwickelt; Philipp Wigel und der junge Branicki gaben sich bereits heimliche Rippenstöße, wenn dieser jenen einen „Moskal“ schalt und zur Antwort erhielt, ein gewöhnlicher Russe sei immer noch mehr werth als ein polnischer Graf. Für diesen ahnungsvollen Patriotismus der jungen Generation zeigte die alte übrigens nur wenig Verständniß, denn als die beiden Knaben einst auf einer nationalen Rauferei betroffen wurden, ergoß sich ein ziemlich hartes Strafgericht ihrer verträglicheren Eltern über die jungen Kämpfer.

Neben der Gräfin Branicki ist es besonders eine französische Familie de Chardon, welche sich der kindlichen Phantasie unseres Berichterstatters eingepägt hat. Das Haupt derselben bestand in einem kleinen, häßlichen und stets etwas schäbig aussehenden Männchen, das kaum einige Worte russisch sprach, nichts desto weniger aber den Charakter eines Ingenieur-Generals bekleidete und an der Spitze des Kiwischen Geniewesens stand. Monsieur war eine Zeit lang Lehrling bei einem belgischen Optiker gewesen und reparirte noch in seinem Alter mit Vorliebe alte Thermometer, aber die Methode, nach welcher er es vom Optiker zum russischen Ingenieur-General gebracht hatte, war sein ausschließliches Geheimniß. Madame zeigte eine besondere Vorliebe für den Tanz und für Delmalerei und zählte sich, wie sie zu sagen pflegte, als Künstlerin zur skandrischen Schule. Der General galt für böshaft, grausam und habgierig. Ob er sein Geschlecht gleich zur Blüthe Frankreichs zu zählen gewohnt war, so passirte ihm doch in den neunziger Jahren das Unglück, von keiner der zahlreichen französischen Emigrantenfamilien, die nach Kiew kamen, gekannt zu werden; jene Emigranten erklärten vielmehr mit seltsamer Uebereinstim-

mung, Herr de Chardon und Gemahlin seien verlaufene Seiltänzer und Taschenspieler aus Antwerpen.

Es würde uns von unserem Zweck zu weit abführen, wenn wir Bigel in all' die Exkurse folgen wollten, welche er bei Schilderung seiner Jugendbekannten unternimmt: bald schildert er den Vicegouverneur Fürsten L., einen französisch gebildeten, pretentiösen Aristokraten, der sich für ein Muster von gutem Ton und Weltbildung hält, nichts desto weniger aber seine engelgleiche Frau durch schlechte Behandlung und Nichtachtung in ein frühes Grab stürzt, weil eine rothbackige Leibeigene die Herrin seines Herzens und seines Hauses spielt und die rechtmäßige Hausfrau und deren Kinder nach Kräften hinarbeit; — bald erzählt er uns von dem seltsamen Fürsten Daschkow, einem Sohn der berühmten Freundin Katharinas, der in Kiew als Verbannter lebte, weil er eine hübsche Kaufmannstochter geheirathet hatte, oder dem altersschwachen 80-jährigen Statthalter von Kiew, einen Generallieutenant Schirkow, der nur dadurch merkwürdig gewesen zu sein scheint, daß er den polnischen Orden vom weißen Adler trug. Ueber die Militär- und Civilbureaukraten führt der Sohn des Kiwischen Oberkommandanten uns kaum hinaus; nach seinem eigenen Ausdruck war Kiew ja eine ächte „Kronstadt“, in welcher der Mensch wahr-scheinlich erst bei dem Oberoffiziersrang anfing.

Die Geschichte der Brüder und Schwestern unseres Helden, von denen uns eingehend berichtet wird, haben kein hervorragendes Interesse, wir werden ihnen gelegentlich als Offizieren und Offiziersfrauen begegnen und wenden uns nunmehr zu den allerdings sehr lesenswerthen Schilderungen aus der Geschichte des Jahres 1796, welche unser Held berichtet. Wir führen ihn hier für eine Weile selbstredend ein: „Am 14. November des Jahres 1796 feierten wir den Namenstag meines Vaters, der stets ein Festtag für unsere Familie wie für die ganze Stadt war. Vom frühen Morgen bis zu Mittag wimmelte es von Besuchen und Gratulanten; als der Mittagstisch gedeckt war, fanden sich an ihm die sämmtlichen Würden-träger des Militärs, der Geistlichkeit und der Bureaukratie und sogar einige angesehene Kaufleute zusammen, denn es war für alle Welt gedeckt worden. Kaum waren die Tische gedeckt, so versammelte man sich zur Soirée, um sich weit über die Mitternacht zu vergnügen. Auch in diesem Jahr verging der Tag in herkömmlicher Weise. Das Diner war beendet, die Soirée hatte ihren fröhlichen Anfang genommen, die Freude glänzte mehr denn je auf allen Gesichtern und machte sich in fröhlichem Lärmen

Luft. Mit Ungeduld harrte die Jugend bereits der Geigentöne, um sich im Tanze zu wirbeln, als plötzlich der Gouverneur Milaschewitsch und mein Vater hinausgerufen wurden, und mit betrübten und unruhigen Mienen zurückkehrten und mein Vater erklärte, er habe, die Musiker weggeschickt, da es nicht zum Tanz kommen werde. Alt und Jung bestürmte meinen Vater mit Vorstellungen und Bitten, dieses grausame Urtheil nicht in Ausführung zu bringen; er aber blieb unbeugsam. Meine Mutter, die sehr wohl wußte, daß mein Vater niemals nach Eingebungen der Laune handelte, ahnte ein wichtiges Geheimniß und schien lebhaft beunruhigt zu sein; der Abend verging ziemlich langweilig und die Gesellschaft fuhr schon früh auseinander.“

„Schon am anderen Morgen wußte die ganze Stadt das schreckliche Geheimniß: am Abend war ein an den Generalgouverneur von Kleinrußland, Feldmarschall Grafen Rumänzow adressirter Courier aus St. Petersburg angekommen, dessen Paß im Namen des Kaisers Paul Petrowitsch ausgestellt worden war. Man hatte den Unglücksboten in das Haus meines Vaters geführt, wo sich der Gouverneur eben befand, und hier hatten er und mein Vater die Trauerkunde vom Tode Katharina's II. erhalten, aber noch nicht zu veröffentlichen gewagt. In derselben Nacht kam ein zweiter Courier an, der das Manifest über die Thronbesteigung Pauls I. mitbrachte“.

Die Schilderung der Sensation, welche dieses höchwichtige Ereigniß allenthalben verbreitete, der aufrichtigen Trauer, mit welcher man den plötzlichen Hingang der Herrscherin beweinte, gehört zu den besten Partien der Wigelschen Aufzeichnungen.

Jetzt begann ein neues Regiment. Die Anhänger Peters III. wurden allenthalben aufgesucht und belohnt, auch des alten Wigel wurde mit einem Annenorden zweiter Klasse gedacht. In der Bürokratie Kiw's traten wichtige Veränderungen ein; vier Wochen nach dem Hingange seiner Kaiserin, sank der Generalgouverneur von Kleinrußland, Graf Rumänzow, ins Grab. Bevor er als Türkensteger berühmt wurde, hatte er unfer Fermor den siebenjährigen Krieg mitgemacht und war seitdem ein glühender Verehrer Friedrichs II. und alles Deutschen geworden. Der greise Feldherr lebte ganz nach deutschem Zuschnitt, war fast nur von Deutschen umgeben und konnte von dem Preußenkönige nicht ohne Enthusiasmus sprechen. Indem Wigel von der Gunst erzählt, in welcher sein Vater bei Rumänzow gestanden, beißt er sich auch Suworow's und der freundlichen Beziehun-

gen zu erwähnen, in welchen dieser nationalere Held zu seinen Eltern gestanden. Freilich hatte sich gerade damals die Sonne der kaiserlichen Gnade für ihn verflüstert; er ward entlassen und auf sein Landgut heimgeschickt.

Eine wichtige und unerwartete Neuerung drängte die andere: die Statthalterschaften und General-Gouvernements wurden aufgehoben und durch Militär-Gouvernements ersetzt, Feldmarschall Graf Saltykow zum ersten Militär-Gouverneur von Kiew ernannt. Die Generale, welchen die Verwaltung der Provinzen aufgetragen wurde, erhielten Civilrang und hießen Civilgouverneure; aus den Oberkommandanten wurden einfache Kommandanten. Auch die prächtigen Uniformen, welche Katharina ihren Kriegern gegeben, wurden als „weibisch“ zuerst in der Armee, dann in der Garde abgeschafft und durch Röcke nach preussischem Zuschnitt ersetzt. Als die schlimmste der mit dem Jahre 1796 eingetretenen Neuerungen aber, als folgenreichen „politischen Fehler“, sieht der Erbe von Illuck und Kurtna die Wiederherstellung der angestammten Verfassung in den Ostseeprovinzen an. Hören wir, was er über dieses Kapitel zu sagen hat:

„Die Ostseeprovinzen waren einst Nowgorod und den Polozkischen Fürsten unterworfen gewesen. Kurz vor dem Einfall der Tataren und den Kämpfen mit den Litauern, kamen allmählig und anfangs nur in geringer Anzahl deutsche Mönche und Ritter an die livländischen Gestade, um mit Genehmigung der sorglosen Russen Kirchen und Schlösser zu bauen. Als unterdessen blutige Horden, von Osten wie von Westen her, Rußland überzogen hatten, begannen unsere Deutschen, die sich inzwischen durch zahlreiche Nachzügler aus Deutschland verstärkt hatten, ihre Erwerbungen auch nach Norden hin auszudehnen. Die Tataren hatten uns im Sturm überannt, die Deutschen benutzten unsere Gastfreundschaft, um sich festzusetzen, begannen die unglücklichen Esten mit dem Schwerte zu tauschen; bald waren zwei russische Städte, Jurjew und Rugodiv (Dorpat und Narwa), in ihren Händen, und wären nicht die mächtigen Republiken Nowgorod und Pskow dagewesen, so wären die Deutschen wohl gar bis ins Innere von Rußland gedrungen. — So rissen räuberische Feinde unser ohnehin von Bürgerkriegen zerfleischtes Vaterland nach allen Seiten hin in Stücke. Ein Wunder der Vorsehung war es, daß Rußland, statt unterzugehen, sich wieder erhob und mächtig wurde. Kaum war die Monarchie bei uns hergestellt und mit den Tataren abgerechnet worden, so bemühte man sich auch schon, das wieder zu gewinnen, was uns die Deutschen weggenommen hatten, und

nur die Tapferkeit Bathory's verhinderte den „schrecklichen“ Zaren daran, sich in dem bereits eroberten Livland zu behaupten. Die unmenschlichen Herren dieses Landes waren, nachdem sie Ruhe und Freiheit in demselben vernichtet hatten, von der Tapferkeit ihrer Vorfahren abgefallen und in Weichlichkeit und Ueppigkeit versunken; von mächtigen Nachbarherrschern bedrängt, mußten sie die Herrschaft von Polen, Dänen und Schweden der Reihe nach anerkennen. Das Land gehörte zu Schweden, als der Krieg zwischen Peter dem Großen und Karl XII. ausbrach, den die Livländer haßten, weil er ihnen irgend welche angeblichen Rechte entrißen hatte; nur ungern unterwarfen sie sich Peter. Der Krieg wurde aber nicht mit ihnen sondern über sie geführt, sie hatten den Ausgang zu erwarten. — In Kraft des Sieges und der Eroberung, in Kraft früheren Besitzes und des nicht mit ihnen, sondern mit der schwedischen Regierung abgeschlossenen Rystädtischen Vertrags hat Rußland jene Länder wiedergewonnen. Bei Einnahme der Stadt Riga waren einige Bedingungen stipulirt worden, und auf Grund dieser bildeten die Deutschen sich ein, ganz Livland habe sich freiwillig der russischen Herrschaft unterworfen. Peter der Große freute sich über diese neuen, gebildeten, wohlgeputzten und wohlrafften Unterthanen und bestätigte ihre Privilegien. . . . Alle Welt weiß, wie sie es uns in den Tagen Birons gedankt haben, diese von uns glücklich eroberten Tyrannen über uns selbst. Unter Katharina II. nahmen die Dinge einen andern Verlauf, eine Annäherung zwischen ihnen und uns wurde möglich; der Tod der Kaiserin aber führte wiederum eine gegenseitige Entfremdung herbei. Charlotte Karlowna Lieven, die mit Gnaden überhäufte Erzieherin zweier Enkel der Kaiserin, verstand es dem Sohne Katharina's gewisse Neuerungen, welche seine Mutter vorgenommen hatte, als Verletzungen der geheiligten Rechte des liv- und estländischen Adels darzustellen. Nicht zufrieden damit, wußte sie den Kaiser auch davon zu überzeugen, daß die Einführung der russischen Sprache und der russischen Gesetze in den neuerdings Polen abgenommenen Provinzen eine schreiende Gewaltthat gewesen sei“.

An diesen Proben Wigelscher Geschichtsauffassung werden unsere Leser genug haben: schon weil der Reiz der Neuheit ihnen nicht abgesprochen werden kann, bieten sie reichlichen Stoff zum Nachdenken. Auch an den ergreifenden Schilderungen; die der Verfasser von der in Folge gewisser administrativer Aenderungen eingetretenen Ueberschwemmung Riws durch Polen und Juden entwirft, können wir vorübergehen. Ein wahres Glück

für ihn war es, daß seines Bleibens in dem traurig veränderten Kiew nicht mehr lange war. Seine Schwester heirathete einen Adjutanten des Grafen Saltykow, den Major Alexejew, der bald darauf nach Moskau versetzt wurde und seinen jungen Schwager im Januar 1798 zur Beendigung seiner Erziehung in die altrussische Hauptstadt mitnahm. Vorher hatte dieser noch das Vergnügen, einen nach Kiew versetzten Estländer, den Grafen Fersen, kennen zu lernen und sich an dem unbegrenzten Patriotismus dieses Mannes zu erfreuen, der einsichtig genug war, seinen eigenen, in Livland erzogenen Sohn wegen der Unkenntniß der russischen Sprache, einen „Dummkopf“ zu schelten. „Es ist höchst bemerkenswerth“ sagt Wigel bei dieser Gelegenheit, „daß alle Deutschen, welche unter Katharina in der russischen Armee dienten, schließlich wahre Russen wurden. Dank der Klugheit Katharina's, hatte der Haß zwischen Deutschen und Russen, wie er in den Tagen Anna's, Elisabeths und Peters III. bestanden, aufgehört. General Weißmann ward unter ihr der russische Leonidas, und unter ihr bildete sich Barclay zum russischen Epaminondas. Man kann die Deutschen nicht anklagen, wenn sie während der folgenden Regierungen sich wieder von uns zu scheiden begannen, Brüderschaft unter sich schlossen und endlich einen „status in statu“ bildeten. Der dem livländischen Adel fortwährend eingeräumte Vorzug vor den eigentlichen Bewohnern Rußlands mußte jenen ausblähen und diese erbittern.“

Wir können nicht umhin, diesen Worten unseres Memoirenschreibers eine kurze Bemerkung anzuhängen. Das Factum des besseren Einvernehmens in jener alten Zeit zwischen Russen und Deutschen, vielleicht auch zwischen Russen und Polen wird als richtig anzunehmen sein. Aber ist auch Wigels Motivirung der nach seiner Ansicht seitdem eingetretenen Verstimmlung richtig? Wie konnte er verkennen, daß die Vorzugsrechte des baltischen Adels keineswegs „die eigentlichen Bewohner Rußlands“ zu ihrer Folie haben? Und warum denkt er nicht im entferntesten daran, die unter Katharina bestandene kirchliche Gleichberechtigung als eine der vornehmsten Ursachen des unbesangenen und leicht zur Verschmelzung führenden Verhältnisses der Nationalitäten in Rechnung zu bringen? — Doch wir haben nicht mit ihm zu streiten, nur von ihm zu erzählen.

Mit der Trennung vom Elternhause findet der erste, schon im Januarheft des „Russki Westnik“ von d. J. veröffentlichte Abschnitt der Wigelschen Memoiren seinen Abschluß, und nur soweit geht auch diese unsere Mittheilung. Der zweite und dritte Abschnitt schildern die mannich-

fachen Fata, die den jungen Patrioten auf den Bildungsanstalten zu Moskau und Petersburg trafen; erst im vierten Abschnitt gelingt es ihm als Collegien-Registrator die erste Staffel büreaukratischer Carriere zu erklimmen. Hiervon und von den folgenden merkwürdigen Geschichten und Urtheilen unseres Helden — deren Ende im „Bestnik“ noch immer nicht erreicht ist — ein ander Mal!

Ein theologischer Briefwechsel.

I. Zuschrift eines Dritten an die Redaction.

Sie kennen unsern wackern Naturforscher N. Sie wissen aber vielleicht nicht, daß er zu denen gehört, deren Denken nicht in den Specialitäten einer Fachwissenschaft und den Mühen des praktischen Lebens befangen bleibt, sondern in guter Stunde den Weg der Erhebung über alles Endliche und Vergängliche zu suchen pflegt. — Indem ich letzters ein bezügliches Gespräch mit ihm hatte, theilte er mir einen Brief mit, den er vor einiger Zeit von einem seiner Freunde, einem Prediger in Deutschland, erhalten hatte, und auch seine Antwort darauf. Der Inhalt dieser beiden Briefe schien mir so anregend zu weiterem Nachdenken, daß ich mir von N. die Erlaubniß erbat, vielmehr sie ihm abnöthigte, dieselben Ihnen zum Abdruck in der Balt. Monatschr. zusenden zu dürfen. Ich denke, daß auch Bekenntnisse von Laien, von Unfertigen und Suchenden, manchmal lesenswerth sein können, unbeschadet des Amtes, das die Theologen von Profession — sowol diejenigen, welche allein auf der Höhe ihrer Wissenschaft zu stehen vermeinen (s. *Dorp. Zeitschr. für Theol. u. Kirche* Bd. VI. pag. 289 unten) als auch die andern — in Acht zu nehmen haben. Jedem Leser wird übrigens von selbst klar sein, daß dieser Briefwechsel in gar keinem Bezuge zu unserer, wie es scheint, noch immer nicht abgeschlossenen Bohinaus-Literatur steht.

II. Aus dem Briefe des ausländischen Predigers.

..... Als mir vor etlichen Monden ein Buch in die Hände fiel, betitelt „Kirchenglaube und Erfahrung“, so war nach vollendeter Lectüre mein erster Gedanke: „darüber mußt du N. schreiben“. Denn Neuigkeiten aus Kirchenzeitungen — und das sind die einzigen, die ich bei meinem von der Welt ziemlich abgezogenen Leben erfahre — werden Dich nicht interessieren. Doch ich komme auf das anonym geschriebene Buch zurück, aus dem ich Dir vielerlei zusammentragen will, um Deine Gedanken darüber zu hören und dann meine dagegen auszutauschen. Die Angriffe dieses Anonymus werden uns nöthigen, über die Hauptpunkte unseres Glaubens uns um so klarer zu werden.

Er geht von dem Grundsätze aus: die Orthodogen haben, was ihren Gegnern für heilig galt, mit Voltairischem Spotte verhöhnt, daher sind sie wieder zu verhöhnen. Das Freidenken übrigens, was er deswegen gegen die Orthodogie in Bewegung setzt, sei kein solches, das sich vom Sittengesetze emancipire, sondern nur eines, das keine unberechtigten Autoritäten respectire. Dahin zählt er natürlich die übernatürliche Offenbarung und ihre Organe Schrift und Kirche. Der Zufall, daß Jemand von christlichen Eltern geboren und erzogen sei, bewirke in der Regel, daß er glaube, außer Christum sei kein Heil; ebenso dankten auch Juden und Muhamedaner am Anfang ihres Katechismus Gott für die Wohlthat, im Schooße des seligmachenden Glaubens geboren zu sein. Wohin es führe, wenn man nicht Vernunft und Erfahrung allein in religiösen Dingen maßgebend sein lasse, das beweise der Umstand, daß z. B. für die katholischen Studenten als unzweifelhafte Wahrheit gelte, der Papst sei zum Stellvertreter Christi eingesetzt, für die evangelischen aber, das Papstthum sei vom Teufel gestiftet. Könne man den Kindern das Märchen vom Storch weiß machen, warum nicht auch den Kirchenglauben? Und so sei die Glaubenslehre, in welcher unsere Jugend erzogen werde, oder doch werden solle, besonders nach den neueren Erlassen orthodoxer Kirchenreglements ein merkwürdiges Conglomerat von herzerhebenden, tröstenden und erschütternden Lehren einerseits, und von curiosen und trostlosen Behauptungen andererseits. Ein Hauptmittel aber, der auch mit heranwachsenden Vernunft einen Niegel vorzuschieben, sei das christlichen Priestern eigene Vorgeben, der natürliche Mensch vernehme nichts vom Geiste Gottes, es sei ihm eine Thorheit und er könne es nicht fassen, denn es müsse geistlich beurtheilt werden, da ja unsere Vernunft durch Adams Fall verdor-

ben sei und sich schlechterdings gefangen geben müsse unter den Gehorsam des Glaubens. Dazu komme eben noch die Macht der Gewohnheit. Oft regten sich zwar auch bei Kindern frommer Familien frühzeitig Bedenken, aber sie ließen sich bald wieder einlullen. Am besten hätten es die von aufgeklärten Geistlichen vernünftig Unterrichteten, weil sie geschützt seien vor einer späteren Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Zu den handgreiflichen Unwahrheiten der Kirchenlehre rechnet der Verfasser vor allem: die Lehre von der Blindheit und Verdorbenheit der menschlichen Vernunft und der Unentbehrlichkeit der Offenbarung durch Christum; sie sei ein der Geistlichkeit reichzinsendes Kapital, verschulde aber, daß Leute, welche sich nicht zu helfen wissen, zuletzt jedem Gaukler in die Hände fallen. Da finde man nun bei den „blinden“ Heiden herrliche Bauten, — alle Handwerke, bildende Künste, Beredsamkeit, Poesie im Flor — trefflich ausgebildete politische und gesellschaftliche Einrichtungen, Zeitungen, Abschreibefabriken u. dgl. — in welcher Höhe stehe bei ihnen schon Mathematik, Astronomie, Geschichtsschreibung, Staatswissenschaft — was habe das Christenthum dazu beigetragen? Könne das eine blinde Vernunft geschaffen haben? Auch alles nach Christo in Kunst und Wissenschaft Geleistete bis zur Londoner Industrieausstellung komme nicht auf Rechnung der Offenbarung, auch die gothischen Bauwerke nicht. Uebrigens machten sich die Frommen alle jene Erfindungen des menschlichen Geistes gern zu Nuzen und verschmähten diesen „Erdenkoth“ nicht!

Doch auf materiellem Gebiete geben ja auch große Kirchenlehrer, z. B. Calvin, die bedeutenden Leistungen der Vernunft zu, nur auf sittlich-religiösem Gebiete soll sie ohnmächtig sein. Sei denn nun wirklich Palästina der einzige lichte Fleck auf dem ganzen Erdboden gewesen? oder finde man nicht in den heidnischen Schriften lauter Parallelen zu den Lehren, Geschichten und Sagenen der Bibel, wahren und falschen? Gotteserscheinungen kommen vor Odyss. 16, 161, Reden der Thiere Iias 19, 404 fg. Zu Josua's stillstehender Sonne vgl. Odyss. 23, 243 fg. Iias 18, 239 fg., zu Gebetserhörungen Iias 16, 514 fg., zur Vergeltung nach dem Tode Plato de republ. II. p. 363, zu Sühnopfern und Seelenmessen ebendas. II. p. 364 fg., zur mosaischen Schöpfung und Sündfluth Hesiodi opera et dies u. A., zum bösen Dichten des menschlichen Herzens von Jugend auf Thucyd. III., 45, zum Kampf der zwei Geseze in uns Plato Phaedr. p., 231, zur seligen Unsterblichkeit sammt Wiedersehen Cic. de senect. 23,

zur Auferstehung des Fleisches Seneca ep. 36, zum Weltgericht Gorg. p. 1125. Der Vielgötterei und den damit verbundenen unwürdigen Vorstellungen von Gott habe eine philosophische Aufklärung entgegengestanden, welche Geistigkeit, Einheit, Heiligkeit, sogar Dreieinigkeit Gottes gelehrt habe, — das alles ist mit Citaten belegt. Virgil. Ecl. IV. verkündet die Nähe der Welterlösung. Also fehle den Heiden eigentlich nichts als die Lehre, daß der Teufel auf Erden umhergehe, sowie daß der Jude Jesus von Nazareth das einzig vollgültige Sühnopfer, der Mitregent der Erde und zweite Person der Gottheit sei und man ohne Annahme dieser Lehren ewig verloren gehe.

Ferner lehrten Griechen und Römer auch alle christlichen Tugenden: Ehrfurcht vor Gott, stille Ergebung, Demuth, Gehorsam, Glauben ohne Grübeln, Gottvertrauen, Verwerfung des Herr-Herr-Sagens, Heilighaltung des Eides, Verwerflichkeit des Selbstmordes, Dankbarkeit, Wahrhaftigkeit, eheliche Treue, Keuschheit und Sittlichkeit, Freundschaft und Vaterlandsliebe — wieder alles mit ausgedruckten Citaten aus Cicero, Plato, Pythagoras, Xenophon, Plotin, Tacitus und Homer belegt — sogar allgemeine Menschenliebe und Feindesliebe werde geboten und zwar alles nicht bloß als äußere Geselzlichkeit, sondern als innere Moralität, und würden die besten Beweggründe aufgestellt, als Aussicht auf Seligkeit, Ehre, Gottes Ehre und Freude, Cic. de Offic. III, 5. Tuscul. II 26 u. A. Der Weg zur sittlichen Vervollkommnung sei ihnen das „erkenne dich selbst.“ Das alles ist vor Christo geschrieben. Besonders aber ständen die astatischen Religionen des Brahma, des Buddha, des Confuce, des Zoroaster dem Christenthume nahe, denn sie alle seien monotheistisch; die Perfer und Brahmanen hätten auch den Teufel, der gegen Gott nichts vermöge, Ormuzd sei ein durchs Wort sich offenbarender Gott, Buddah = Weisheit mache ebenfalls wie Christus sich selbst zum Mittelpunkt seiner Religion und sei sogar durch eine Incarnation Gottes aus einer Jungfrau entstanden. Die alte mexicanische Religion habe die Kindertaufe, „damit die Sünden abgewaschen und das Kind von neuem geboren werde.“ Damit achtet der Verfasser die orthodoxe Behauptung, daß ohne die jüdisch-christliche Offenbarung die menschliche Vernunft nicht im Stande sei, etwas Gutes zu denken und zu dichten, für widerlegt und betrachtet die Bibel als entbehrlich, heißt sie jedoch willkommen als eine Unterstüzung für den Wahrheitsforscher, etwa als das, was eine Grammatik ist für den, der eine fremde Sprache lernt. Er erkennt dem-

nach der christlichen Offenbarung nur das Verdienst zu, ihren Anhängern die Mühe des Prüfens erspart und auf kürzerem Wege das Heilsnothwendige kennen gelehrt zu haben, aber auch das nur unter der Voraussetzung, daß sie klar und wahr sei.

Beides ist sie nicht, fährt der Verfasser fort. Nicht klar, denn jede Kirche behauptet den wahren Glauben zu haben, und doch kann ihn nur eine haben! Das kommt daher: für unklare Stellen sind oft keine zweiten vorhanden, welche jene erklären; zwei ganz gleich deutliche Stellen widersprechen oft einander; die Stellung des neuen Testaments zum alten ist völlig undeutlich und die Frage, ob alles was die Schrift nicht ausdrücklich befehlt oder billigt, abzuthun sei, bleibt unentschieden (z. B. Sklaverei). An dieser Unklarheit und Vieldeutigkeit, welche auch durch Annahme einer Tradition keineswegs beseitigt wird, ist die Schrift theils unschuldig, indem die Rechthaberei der Ausleger sie dreht und deutet, bis sie ihnen mundrecht, theils aber auch schuldig, indem ihre Darstellung der Ordnung und Bestimmtheit ermangelt (sehr viele Stellen, z. B. in der Bergpredigt, geben wirklich einer Menge von Deutungen Raum). Daher auch die Theologen selbst die Schwierigkeit der Frage eingestehen, welche Lehren zur Seligkeit nothwendig seien oder nicht.

Aber auch nicht durchgängig wahr ist die Offenbarung. Schon Celsus klagt, daß die Christen die Weisheit für ein Uebel, die Narrheit für ein Gut erklärten. Dogma und Vernunft harmoniren nicht. Die Orthodoxie bildet das andere Extrem zu den rationalistischen Schönfärbern: diese färben alles weiß und schmeicheln der Menschennatur, jene alles schwarz und thun ihr Unrecht. Sie werfen alles in einen Topf und nehmen bloß zweierlei Menschen an, schneeweiße und pechschwarze, oder vielmehr von Natur nur pechschwarze; dagegen streitet alle Erfahrung. Die Kirche erhebt gewöhnlich, was hier und da vorkommt, zur allgemeinen Regel und überreibt alles ins Fragenhafte. Auch die Verdammung und Verfluchung hat die Kirche nicht erst vom Symbolum Athanasianum gelernt, sondern von der Schrift selbst und zwar auch vom neuen Testamente, von Paulus selbst. Die Stelle Luc. 19, 27 ist dagegen jedenfalls von den Christen verhungt (die Evangelien sind überhaupt nur Legendensammlungen). Die Offenbarung offenbart nichts, sie muß stets der ungläubigen Wissenschaft nachhinken, sich von ihr zurechtweisen lassen, auf ihre Entscheidungen warten, ist selbst aber ein Hemmschuh der Wissenschaft, wenns bergauf, das fünfte Rad am Wagen, wenns eben fortgeht. So wurde z. B. Galiläi

verfolgt, weil durch sein System die Erde aus ihrer Centralstellung gestossen und zu einem unbedeutenden Begleiter der Sonne erniedrigt wurde, also daß es nun nicht zu erklären ist, warum Gott gerade Mensch geworden. Ueberhaupt aber würde z. B. die Beschaffenheit der Welt und des Sternenhimmels ein würdigerer Gegenstand der Offenbarung gewesen sein als die Geschlechtsregister obsöner Judenfamilien, die Flüche über Beduinenstämme, die Kriege Israels und die schmutzigen Handlungen der Patriarchen. Der Astronomie bleibt noch ein Bollwerk zu erobern, das die Kirche bis jetzt besetzt hält: der Wahn vom Untergang der Welt.

Wenn diejenige Geschichte der Erdbildung wahr ist, welche die Betrachtung der vorweltlichen Reste mit Herbeiziehung physikalischer und chemischer Hülfsmittel kennen lehrt, so ist die biblische Schöpfungsgeschichte falsch. Alle Thiere, Pflanzen und Menschenrassen sind Autochthonen d. h. alle an den Orten entstanden, wo ihnen noch jetzt die Wohnsitze angewiesen sind — also alles von Adam bis zur Sündfluth Fabel! Optik, Anatomie, Zoologie, Medicin u. dgl. stimmen nicht mehr mit den Erzählungen der Schrift; auch ist der Mensch nicht „Herr“ der Schöpfung. Hat es gläubige Naturforscher gegeben (Copernicus, Kepler, Newton, Haller, Cuvier, v. Schubert, Davy), so beweist dies nur, daß dieselben nicht consequent waren und dem Kirchenglauben nur in eigentlich religiösen Fragen anhängen, die ihrer Wissenschaft ferner lagen. Die Vertheidiger des Bibeltglaubens aber halten überall das gleiche Verfahren der Wissenschaft gegenüber ein:

1) Von den Differenzen zwischen Bibel und Wissenschaft ignoriren sie ein gut Theil.

2) Bei andern Stellen verdrehen sie die Bibel so weit, daß sie mit den Resultaten der Wissenschaft leidlich zusammenstimmt.

3) Wo das nicht gehen will, treten sie entweder auf Seite der Bibel und schelten die Wissenschaft — oder

4) lassen die Differenzen gelten, erklären dieselben aber für unbedenklich.

Bei uns Freidenkern, sagt der Verfasser, existirt von vornherein kein Gegensatz zwischen Glauben und Wissen, d. h. wir glauben was wir wissen; wir sind positiv; die Orthodoxen sind nur positiv nach Art der Goldmacher und Sterndeuter, eigentlich aber negativ. Sinnige Religiosität verträgt sich vortreflich mit der kühnsten wissenschaftlichen Forschung, nicht aber die Behauptungen der katholischen und evangelischen Priester.

Diesen kirchlichen Vorstellungen ist derselbe Rang anzuweisen, wie den Vorstellungen Homers oder Dvids zc.

Endlich ist auch der schlechte Sittenzustand nicht eine Folge des Unglaubens, der überhaupt höchstens eine Sünde der Erkenntniß ist. Die Sittenlosigkeit geht ja zurück bis in die Apostelzeit, und Luther und die nachfolgenden lutherischen Prediger entwerfen ein schreckliches Bild von den Sünden der Lutheraner. Ja bei den Frommen selbst sind die Triebfedern nicht besser als bei den Nichtchristen: Furcht vor der Hölle, Hoffnung auf ewige Seligkeit — nur bei einem kleinen Theile unelgennüßige Liebe und Treue, aber bei sehr vielen: Herrschucht, Parteihaß, Begierde nach Ehre und Wohlergehn. Es ist durchaus keine scharfe Grenzlinie zu ziehen zwischen dem Leben der sogenannten Gotteskinder und Weltkinder, was doch sein müßte, wenn diese „unter dem Fluche,“ jene „unter der Gnade“ ständen! Groß ist die Disharmonie zwischen dem Christenthum als Ideal und Verheißung und seiner Verwirklichung in der Kirche: fragt man nach der „heiligen Kirche,“ so müssen sie auf die Unsichtbarkeit verweisen. Der Glaube wirkt bei den guten Werken der Christen mit als eine Ursache neben andern, und zwar ganz natürlich. Summa: es findet sich die Mischung von Rechtschaffenen und Lasterhaften ganz gleich unter Christen und Nichtchristen, daher der christliche Glaube die Wunderkraft nicht bestzigen kann, die man ihm nachrühmt!

Da habe ich Dir nun, liebster Freund, viele Seiten vollgeschrieben und Du hast daran die Quintessenz dessen, was die Freidenker von Celsus und Julianus Apostata an bis heute gegen das Christenthum vorgebracht. Ehe ich Dir darüber meine Gedanken schreibe und Punkt für Punkt zu widerlegen suche, will ich erst Deine Antwort abwarten. Ich möchte gern hören, wie Du, der Du ja auch ein Naturforscher bist, über diese schweren Anklagen Dich aussprichst. Ich bin Theolog, habe also vielleicht mein Interesse dabei, daß jenes Buch nicht Recht behalte; Du hast keines als Deine eigene Ueberzeugung, urtheilst also vielleicht unbefangener. Nur also daran, wenn Dir einmal ein paar Stunden Zeit übrig sind!

III. Aus der Antwort des inländischen Naturforschers.

Habe Dank für die Mühe, die Du Dir mit dem Auszug gemacht, und vernimm, da Du es so willst, meine Meinung. Gern hätte ich erst noch Dich gehört, da ich jetzt mehr geneigt bin zu lernen als zu streiten. Eine genaue Besprechung der inhaltreichen Schrift würde uns wohl zu sehr

ins Breite führen. Ich habe 5 Sätze als den Hauptstoff herausdestillirt, und über diese wollen wir reden. Sie sind:

- 1) Vernunft und Erfahrung die höchsten Richter in religiösen Dingen.
- 2) Die Vernunft bewährt sich als ungeschwächt und klar.
- 3) Die Bibel ist nicht unbedingte Autorität.
- 4) Wissen und Glauben sind Eins.
- 5) Der Glaube der Christen bewährt sich nicht durch ihre Sittlichkeit.

Den ersten Satz erkenne ich unbedingt an. Mag unsere Vernunft noch so unzulänglich sein, so ist sie doch das einzige Organ zur Ermittlung der Wahrheit. Selbst über die Autorität der Bibel ist nichts befugt zu entscheiden als die menschliche Vernunft, es sei denn, daß es Gott gefiele unmittelbar seine Stimme vernehmen zu lassen. Um von vorn herein Anstoß zu vermeiden, erkläre ich, daß meine subjective Vernunft nichts dagegen hat, zuerst über das Recht eines Lehrers zu richten, und nachher, wenn sie ihm Recht zugesprochen hat, sich von ihm richten zu lassen.

Der zweite Satz ist sehr relativ. Durch die Werke der Kunst und Wissenschaft hat das Heidenthum hinlänglich bewiesen, daß die menschliche Vernunft eine imposante Macht auf der Erde ist. Durch ihre Erklärung des Lebens und seiner Zwecke und seiner Ursache hat aber die menschliche Vernunft sich jederzeit als mangelhaft bewiesen. Entweder hat sie dies offen selbst bekannt, oder sie hat unwürdige, unklare, oder gar unsinnige Vorstellungen erzeugt. Die Hauptfrage des Lebens, die Frage nach gut und böse, hat sie entweder gar nicht als Hauptsache anerkannt, oder doch unklar gefaßt, indem sie oft Gutes für böse und Böses für gut hielt. Die interessante Zusammenstellung der Tugenden und religiösen Gedanken, welche das Heidenthum aus sich erzeugt hat, liefert wohl den Beweis einer gottähnlichen Macht, doch würde eine Gegenliste der Laster und Irrthümer im Heidenthum das Schwanke, in sich Zerfallene derselben Kraft darthun. Viel schlimmer stellt sich das Verhältniß, wenn man die Kraft des guten Willens als ungeschwächt darstellen will. Mögen Andere streiten. Ich für meine Person bekenne, daß mir es nicht gelingt das, was ich als gut erkenne, auch immer zu wollen, und daß all mein inneres und äußeres Thun neben guten Absichten immer sehr merkliche Antheile von rein selbstsüchtigen Motiven hat, wie Eigensinn, Eitelkeit, Genuß, Trägheit. Wenn mir nun die Bibel (nicht die Kirche) mit dem mysteriösen Satze vor das Gewissen tritt: „der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, er kann ihn nicht fassen“ so kommt mirs wohl vor, als möge da von

etwas die Rede sein, was ich nicht habe bei aller meiner Vernunft. Und der Wunsch steigt auf: möchte es das sein, was mir fehlt, und möchte es mir gegeben werden! Ob die Diener der Kirche einen solchen Satz zu herrschsüchtigen Zwecken mißbrauchen, das hat nichts zu thun mit der Wahrheit des Satzes. Wenn der Satz wahr ist, so wird er eben nur von denen erkannt werden können, die aus dem natürlichen Zustande in diesen neuen übergegangen sind; darum ist's thöricht ihn mit Behauptungen bestreiten zu wollen.

Wir kommen an den dritten Satz „die Bibel hat nicht unbedingte Autorität.“ Der Verfasser führt für seine Behauptung wesentlich 5 Gründe an:

- 1) Sie ist in sich selbst unklar.
- 2) Ihr Gegenstand ist zum Theil unwürdig und zum Theil unzureichend.
- 3) Sie steht mit der Wissenschaft in Widerspruch.
- 4) Ihre Vertreter sind inconsequent.
- 5) Ihre Bertheidiger schwach.

Ich habe das hartbeklagte Buch mit zunehmender Bewunderung gelesen. Obgleich ich nicht durch bin und es nicht mit der Schärfe zu umfassen im Stande bin, die allein mir ein Recht zur Aburtheilung geben würde, so ist meine Meinung darüber doch so weit gediehen, daß sie keinem der fünf Klagepunkte ganz Recht giebt, obgleich sie jedem hinreichende Veranlassung zugesteht. — Ganz klar ist die Bibel in ihrem Zweck: sie verkündet die Thaten des lebendigen Gottes zur Erziehung des abtrünnigen Menschengeschlechtes. Gott steht frei und heilig über seiner Schöpfung. Sein Wille ist Liebe, Ordnung, Entwicklung. Die Natur gehorcht seinem Willen unbedingt. Dem Menschen hat er die Freiheit als höchste Würde geschenkt, er zwingt ihn nicht zum Gehorsam, sondern er erzieht ihn durch Lehre, Lohn und Strafe. In den schmutzigen und ehrwürdigen Handlungen der Erzväter, Juden und Heiden erzählt uns die Bibel, wie sich die Menschen bei diesen Erziehungsmaßregeln benehmen. Die verschiedenen Erzähler haben immer in der Sprache ihres Volks und ihrer Zeit zu ihrem Volk gesprochen. Ich finde das sehr in der Ordnung und wundere mich nur, daß so verschiedene Zeiten und Menschen von einem so übereinstimmenden Geiste beseelt waren und daß so wenig Widersprüche in ihren Reden vorkommen. Selbst die Stellung des alten Testaments zum neuen ist so einfach und bestimmt, wie das ahnungsvolle, stürmische, poetische Jünglingsalter zum klaren fertigen Mannesalter. Daß in einem historisch pä-

dogogischen Buche nicht abstracte systematische Ordnung sein darf, leuchtet mir ein. Es gilt dem Leben und nicht dem Studierzimmer! Ebenso kann es mich bei dem einfachen sittlichen Zweck des Ganzen, nicht befremden, daß den mechanischen, physikalischen, medicinischen u. s. w. Gegenständen nur so weit Ausnahme gestattet ist, als sie mit dem sittlichen Zweck zusammenhängen. Daß diese Apologie des Unglaubens eine Offenbarung über die Beschaffenheit des Sternenhimmels für wichtiger hält als die Offenbarung des Weges, der den Menschen aus seinem sittlichen Elend in die Arme seines Gottes zurückführt, das bricht über den Verfasser den Stab. Entweder weiß er nichts von der Noth seiner Brüder oder er hat kein Herz für dieselbe. Denn er wird doch nicht im Ernst glauben, daß er ein verirrtes und zerdrücktes Gemüth durch astronomische Lehrsätze aufrichten könne. Ich leugne nicht die reinigende und erheiternde Macht der Naturexkenntniß auf den dazu gebildeten Geist, ich habe diese Macht in ahnungsvoller Freude selbst erfahren und sie hat mich in Liebe und Ehrfurcht zu Gott gezogen. Dennoch vermochte sie nicht die Fragen des innersten Herzens zu lösen, noch weniger einen stets wachen unklaren Zwiespalt in diesem Herzen zu tilgen, und noch weniger mich zu stärken gegen die Lockung des Bösen. Die Wissenschaft hat nur Macht in einem beschränkten Gebiet. In vielen Menschen, die doch auch Menschen sind, kann sie gar nichts wirken, weil diese keine Anlage dazu haben. — Anders ist es mit der Frage, ob die Bibel Dinge erzähle, die gegen die wissenschaftliche Forschung sind, also nicht wahr sein können. Ich will gleich die angeregten Punkte selbst fassen. Erstens: „sie lehrt den Weltuntergang“. — Hierüber hat sich meines Wissens die Naturwissenschaft noch kein Urtheil angemaßt. Wird's auch schwerlich durchführen können. Die Mosaische Schöpfungsgeschichte ist kein geologisches Lehrbuch. Sie giebt in einigen großen Zügen den Grundgedanken, daß die Welt und alles, was darinnen ist, ein Meisterstück des lebendigen Gottes ist. Sie malt ihr Bild mit den Farben ihrer Zeit, und wahrlich, wenn man es vergleicht mit den Caricaturen der andern Volksüberlieferungen, so muß man die Tiefe und Wahrheit dieser Gedanken doppelt bewundern. Allerdings enthält die Darstellung auch bedenkliche Unebenheiten. Die Aufeinanderfolge der Schöpfungsepochen, welche sie Tage nennt, stimmt nicht mit der geologischen Erfahrung. Nach letzterer sind die Wasserthiere die ersten Bewohner der Erde, während nach Moses die Landpflanzen früher kommen. Doch das ist unbedeutend gegen die übereinstimmenden Momente, wenn man den

Ausdruck „Tag“ für „Abtheilung“ nimmt und wenn die Tage nur um der menschlichen Verständlichkeit willen neben einander gesetzt wurden, während sie in der Wirklichkeit ungetrennt vielfach in einander spielten. Die Meinung, daß Sonne und Mond an die Weste gesetzt wurden und daß die Weste, genannt Himmel (1. Mos. 1. 8) eine Region ist, hinter welcher noch Wasser ist, das zur Erde gehört (B. 7), stimmt gar nicht mit der heutigen Geologie. Ich habe nur ein paar Punkte herausgegriffen, die mir gerade auffielen, enthalte mich aber noch jedes abschließenden Urtheils. Genug, daß Widerspruch vorhanden ist. Daß die Menschenrassen Autochthonen sind, ist eine wissenschaftliche Behauptung aus Wahrscheinlichkeitsgründen; Moses kann ruhig auf ihre exacte Begründung warten. „Viele Erzählungen der Schrift stimmen nicht mit der Optik, Anatomie, Zoologie, Medicin“: hierüber habe ich mir noch kein Urtheil gebildet, da ich, meine Naturwissenschaft von der philosophischen und moralischen Bedeutung des Bibelinhaltes wohl unterscheidend, bisher noch nicht Zeit hatte, mich mit lothschweren Fragen zu beschäftigen, während mir die centnerschweren noch auf dem Herzen lagen. Doch weiß ich auch das Loth zu würdigen und möchte es seiner Zeit wägen. Wenn unser Anonymus wissenschaftlich entdeckt hat, daß der Mensch heutzutage nicht Herr der Schöpfung ist, so stimmt das ja vollkommen mit der Bibel. Wenn endlich die Vertheidiger des Bibelglaubens schwach sind, so wundert mich das eben so wenig als die Schwäche vieler Gegner; die Sache aber bleibt dadurch unverändert. Den Kampf anlangend ist meine Meinung, daß man Differenzen dem Feind gegenüber nie ignoriren darf, daß man zu ihrer Ausgleichung den offenbaren einfachen Sinn der Worte nie verdrehen darf, daß man die offenbaren Erfahrungen der neuern Wissenschaft nie schelten darf, sondern daß man die Differenzen entweder wirklich lösen oder ihre gegenwärtige Unlösbarkeit offen eingestehen muß. Ueber den Grad der Bedenklichkeit solcher Punkte werden stets verschiedene Meinungen sein, weil das Sache des subjectiven Ermessens ist. Ich halte es aber der Wahrheit dienlicher, daß Einer um einer Differenz willen die Unfehlbarkeit der Bibel eine Zeit lang aufgibt, als daß er um der Bibel willen seiner offenbaren Erfahrung ins Gesicht schlägt, denn ein solcher Glaube steht unbewaffnet gegen den Aberglauben und den Wahnsinn, wie die Geschichte tausendfältig lehrt.

Ich komme nun an den vierten Satz: „Wissen und Glauben sind eins.“ — In diesem Satz liegt die ganze Seichtigkeit und der ganze Hoch-

muth unserer Freidenker. Entweder geht ihr Herzensbedürniß nicht weiter als ihr Wissen, sie bedürfen keinen lebendigen Gott, keinen Trost für ihre leidenden Brüder, kein Wiederfinden nach dem Tode, keinen Abschluß des vielversprechenden und in der Mitte zerreißen den Erdenlebens, keinen Retter aus dem eigenen sittlichen Elend. Oder sie glauben etwas zu wissen, wo sie nichts wissen können, wo man eben nur glaubend noch Fuß fassen kann. Sokrates wußte, daß er nichts wußte. Ein Gegensatz zwischen Wissen und Glauben wird und muß sein, so lange Menschen sind; aber wenn damit etwa ein Widerspruch gemeint werden sollte, so bin ich auf Seiten der Freidenker. Und ich sage: nicht bloß innige Religiosität, sondern auch die wahre Religion selbst verträgt sich mit der kühnsten wissenschaftlichen Forschung. Ein jeder Widerspruch bezeugt, daß entweder die Priester der Wissenschaft oder die Priester der Religion einen Irrthum hegen, der durch Kampf in Liebe überwunden werden muß.

Nun den letzten Satz: „Der christliche Glaube bewährt sich nicht durch die Sittlichkeit seiner Anhänger.“ Christus sagt: „an ihren Werken sollt ihr sie erkennen.“ Folglich sind die mit Recht Getadelten nur Bekenntnißchristen, aber keine wahrhaft Gläubigen. Der Anonymus scheint mit dem Worte Glauben auch nur die Verstandesthätigkeit zu meinen, ein sehr allgemeiner Irrthum, der aber bei einem Manne von Herz sehr bald gehoben wird, wenn er die Bibel selbst fragt, was sie unter Glauben versteht.

Daß unser Autor die Wunderkraft des Glaubens nicht anerkennt, liegt in der Natur der Sache, denn wenn sie wirklich existirt, so wird sie sich doch immer nur den Gläubigen offenbaren. Ein Ungläubiger aber, der etwas von ihr gewahr würde, anerkennte, würde eben dadurch gläubig sein. Will man gerecht sein, so darf man das Zeugniß achtungswerther Gläubiger in dieser Sache nicht ignoriren. Vor allem muß man selbst innerlich ernst der Sache ins Auge schauen.

Dies, lieber Freund, wären in der Hauptsache meine Ansichten über die Fragen, welche das interessante Buch aufwirft. Vieles, was wohl der Rede werth ist, habe ich ganz unberührt gelassen, weil ich dazu nicht Zeit hatte oder weil mein jetziger Standpunkt doch viel zu unreif ist. Lieber höre ich nun Deine Ansicht, sprich sie vollständig aus, ohne Furcht mir Dinge zu sagen, die ich etwa schon weiß. Ich will nicht bloß Neues hören, sondern Heißames. O, lieber Freund, das Leben rückt mir immer mehr aus dem Kopfe ins Herz. Mit vorherrschendem Verstandesinteresse

begann ich die Bibeluntersuchung. Mein Verstand fand viel und mein Herz fühlte sich erwärmt, während die heilige Grundrichtung mit kräftigen Worten gleich Hammerschlägen auf die starre Kruste alter Gleichgültigkeit und alter Irrthümer losschlug. Schon wich mancher Niegel. Die Gefängnißwand wird bröcklich. Innere Kämpfe und Schmerzen haben mächtig mitgewirkt. Das Herz wird größer, wärmer, es fängt an zu ahnen, was Leben heißt. Es hat vom lebendigen Gott vernommen, es schreit nach ihm wie ein Hirsch nach frischem Wasser. Ach, es hat auch mit Schrecken seine gänzliche Abtrünnigkeit und seine Unreinheit erkannt. Als ein ganz Neues ist die Erlösungsbedürftigkeit zum Bewußtsein gekommen. Das hat alles die Bibel gethan in einem Ungläubigen! Denn noch steht sie in meiner Ueberzeugung nur als erhabenes Zeugniß der Menschengeschichte, an dem Gott nicht anders mitgewirkt hat wie an jedem edlen Menschenwerk. Noch ist mir Christus ein anziehend-abstoßendes Räthsel! Aber der lebendige Gott ist mir näher getreten, ich hoffe auf ihn, er wird auch dieses Räthsel lösen. Wie süß mag es sein, den freundlich großen Christus als seinen Gott zu fühlen! O, die Botschaft klingt mächtig durchs neue und alte Testament! Ist es Wirklichkeit, so wirds auch mich nicht liegen lassen, und wäre ich auch noch so verstrickt in der Knechtschaft der vergänglichsten und abtrünnigen Lebensmächte.

Livländische Correspondenz.

In Riga arbeitet man bekanntlich an einer neuen Verfassung. Die beiden uralten Gilden — die im Hause von Soest und die in dem von Münster — sollen aufhören und durch eine „allgemeine Bürgerschaft“ ersetzt werden. Zu dieser sollen nicht bloß die zünftigen Handwerksmeister und die Kaufleute sammt „Literaten nach örtlichem Sprachgebrauch“ gehören können, sondern alle in der Stadt Ansässigen, sofern sie ein Einkommen von mindestens 500 Rubel aufzuweisen haben. Aber auch nur gehören können; der wirkliche Eintritt in die Bürgerschaft wird dem freien Willen jedes Einzelnen anheimgestellt. Die autonomen Massenversammlungen verwandeln sich in bloße Wahlacte; ihre ganze Competenz geht auf die, nun nicht mehr lebenslänglichen Ältesten über; das einzige Recht des Bürgers als solchen wird hinfort sein, die Ältesten zu wählen. Die bisher den compacten Kern der Bürgerschaft großer wie kleiner Gilde bildenden Bruderschaften verlieren ihre politischen Vorzugsrechte und werden nur durch die Unterstützungs- und Pensionsfonds, über welche sie gebieten, dazu beitragen, die facultativ gelassene Erwerbung des Bürgerrechtes zu animiren. Der Rath wird seiner judiciären Functionen entkleidet. Sein Cooptationsrecht verwandelt sich in eine Aufstellung je dreier Candidaten von Seiten der Ältesten, aus welchen der Rath einen zu wählen hat. Im Uebrigen soll der Rath seine Stellung als „Stand“ behalten, so daß bei vorkommendem Dissensus zwischen ihm und der durch die Ältesten vertretenen Bürgerschaft ein aus beiden Ständen bestelltes „Schiedsgericht“

zu entscheiden hat. Die formell wichtigste Aenderung von allen ist eben diese, daß es bisher drei Stände, d. h. corporative Hauptfactoren der Verfassung, gab (Rath, große Gilde, kleine Gilde) und daß es in Zukunft deren nur zwei (Rath und Bürgerschaft) geben soll.

Das ungefähr sollen die Grundzüge des von einer besondern Commission ausgearbeiteten und nächstens zum Druck kommenden Entwurfes sein. Er hat noch viele Instanzen, zunächst die der beiden Gilden selbst, zu durchlaufen. Es ist zu wünschen, daß nicht auch in diesem Falle das Bessere der Feind des Guten werde. Keine Verfassung ist auf ewig, und hat man nur erst eine im Großen und Ganzen dem Zeitbedürfniß angemessene Form in Wirksamkeit gesetzt, so wird ja damit auch ein vervollkommnetes Organ zu weiteren Modificationen derselben gegeben sein. Insbesondere ist viel daran gelegen, daß nicht um den Censur unruher Weise gestritten werde. Nach Maßgabe der gegebenen Bildungszustände hat man eines verhältnißmäßig hohen Censur zu bedürfen geglaubt. Es wird wenigstens vorsichtig sein, mit einem solchen anzufangen und eine Herabsetzung erst dann zu belieben, wenn man gesehen haben wird, daß in Folge desselben viele den Bürgerpflichten gewachsene Männer außerhalb der stimmberechtigten Bürgerschaft stehen bleiben. Schon deshalb aber wird diese Vorsicht wohlangebracht sein, weil eine Herabsetzung des Censur unter allen Umständen leichter zu bewirken ist als eine Erhöhung.

Ein wichtiger Punkt betrifft die künftige Stellung der Bürgerschaft als bloßer Wahlversammlung. Wer nur irgend einen Begriff hat von dem Wesen der bisher autonomen Bürger-Comitien, wo ein halbes Tausend schlecht instruirter Köpfe über die complicirtesten technisch-administrativen oder finanziellen Fragen abzustimmen hatte, der wird die dringende Nothwendigkeit der betreffenden Reform nicht verkennen. Das Recht der Beschwerdeführung und der Aufstellung von Desiderien soll den künftigen Wahlversammlungen der allgemeinen Bürgerschaft belassen werden, und dieses wird hoffentlich genügen, um dieselben nicht stumm und langweilig und zum Wahlakt selbst ungeschickt werden zu lassen. Es fragt sich indessen, ob nicht in dieser Richtung noch ein Mehreres geschehen könnte, wie, wenn etwa festgesetzt würde, daß in gewissen Fällen oder unter gewissen Modifikationen die Entscheidung aus der Hand der Aeltesten in die der allgemeinen Bürgerversammlung zurückverlegt werden kann. Besonders wichtige, das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmende und dabei an sich einfache Fragen gehören mit mehr Recht den Vielen als den Wenigen. Die Fälle

freilich, in welchen eine solche Uebertragung zu statuiren wäre, lassen sich nicht in feste Definitionen einsangen, und am wenigstens dürfte die allgemeine Bürgerversammlung selbst darüber Richterin sein; aber Rath und Älteste, oder vielleicht letztere allein, müßten, unter gewissen Formalitäten, die Sache von sich aus beschließen dürfen. Es ist sehr menschlich und natürlich, daß sie von diesem ihnen gewährten Rechte nur äußerst selten und vielleicht kaum in Decennien Gebrauch machen werden; aber wenn sie es einmal thun, so wird es auch jedesmal nur ein Akt der außerordentlichen Nothwendigkeit und des besonders lebhaft erregten Gemeinfinns sein können. Das wäre der directe Nutzen dieser Einrichtung; ein indirecter, aber vielleicht noch wichtigerer bestände darin, daß sie das politische Selbstgefühl der nicht zu der Ältestenbank gehörenden und vielleicht auf diese Würde auch keine Aussicht habenden Bürger zu erhöhen geeignet sein wird; denn wenn ich weiß, daß irgend einmal der Tag kommen kann, da ich als voller Einer mitzähle, so bin ich ein ganz Anderer, als wenn ich unter allen Umständen immer nur zu der indirecten Wirkungsweise des Wählers berechtigt sein werde. Die bloße Möglichkeit des vielleicht während meiner Lebenszeit nicht wirklich werdenden Falles erhöht meine Geltung in der Commune und folglich mein Interesse an ihr.

Ein anderes Desiderium, zum Theil zu ähnlichem Zwecke besteht in Folgendem. Die Ältesten, in Gemeinschaft mit dem Rathe, haben verschiedene Commissionen zu bestellen, theils als beständige Organe der Stadtverwaltung, theils im Dienste zeitweiliger Aufgaben. Es wäre nun gut, wenn nach dem Muster der preussischen Städteordnung von 1808 (s. Balt. Monatschr. Bd. V S. 279—280) die Ältestenbank berechtigt würde, diese Stellen nicht nur aus ihrem Schooße, sondern nach Umständen auch mit beliebigen andern Bürgern zu besetzen. Namentlich bei den temporären Commissionen wird leicht der Fall eintreten, daß gerade die durch technische Sachkenntniß befähigtesten Bürger keine Verwendung finden können, weil sie in der betreffenden Wahlperiode nicht zu Ältesten gewählt sind, und in jeder Commission wird es von Zeit zu Zeit vorkommen müssen, daß eines ihrer Glieder auszutreten genöthigt ist, weil es als Ältester abgewählt worden. Die specielle Geschäftstüchtigkeit für die betreffende Commission, ja die geradezu unersetzbare Routine in derselben können allgemein anerkannt sein, und dennoch wird der Mann aus mehr zufälligen oder mehr tendenziösen Gründen von der Ältestenwürde abgewählt; dem Wahlrecht der Bürgerschaft ist also eine zu weit gehende Wirkung einge-

räumt, während die persönliche Rechts- und Pflichtenphäre des einzelnen Bürgers in unbilliger Weise beengt wird. Oder setzen wir auch den umgekehrten Fall: die Bürgerschaft hat gute Gründe, Diesen oder Jenen aus der allgemeinen Rathsverammlung der Aeltesten fortzuwünschen; aber der Mann ist unentbehrlich in einer bestimmten Commission; dieses wird ihr ans Herz gelegt und sie entschließt sich zur Wiedererwählung: hier ist es das Wahlrecht der Bürgerschaft, dem Zwang geschieht. Durch die, wenn auch nur seltene aber mögliche Herbeiziehung der einfachen Bürger zu den Commissionen würde das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der ganzen Bürgerschaft nur gestärkt, der Gemeingeist nur gehoben werden können. Alles, was dazu dienen kann, ein lebendiges Herüber und Hinüber zwischen der regierenden Minorität und der regierten Majorität herzustellen, muß im Communalleben sorgfältig gepflegt werden. Die graße Scheidung zwischen Wählenden und Gewählten ist gewissermaßen nur eine verhüllte Gestalt des Bürokratismus, d. h. des als absolut gesetzten Unterschiedes zwischen Regierenden und Regierten. Diese Doctrin traut dem Bürger einer Commune übermenschliche Tugend und Weisheit im Wählen zu, aber weiter auch gar nichts. „Hast du gewählt, so leg' dich schlafen, wir werden für dich wachen — dich regieren.“ Aber wie nun, wenn die Bürger faul werden im Wählen, zur Wahlversammlung nicht kommen, oder wenigstens leichtsinnig und jedem persönlichen Einfluß nachgebend stimmen? — Man wird erwidern: „auch das Wählen muß gelernt werden; eine gewisse Agitation wird jedesmal vorausgehen, in den Wahlversammlungen selbst wird man die wichtigsten schwebenden Fragen erörtern, auf die geeigneten Persönlichkeiten hinweisen dürfen.“ — Sehr wohl! folgt aber hieraus, daß man nicht auch die erwähnten, schon in anderer Beziehung nützlichen und jedenfalls gefahrlosen Mittel zur Kräftigung des Communalgeistes benutzen darf? Es wären dieses gleichsam stehen gelassene Reste der bisherigen Autonomie der Masse gegenüber der neu einzurichtenden Oligarchie — kleine aber wirksame Corrective des nackten Wahlprincips, mit dessen alleinseligmachender Kraft man auch keinen Aberglauben treiben soll.

Die Geschichte der Rigaschen Verfassung, — von den alten Jahrhunderten an, da der Rath noch Alles in Allem war, durch jene Epoche hindurch, da ihm die beiden Aeltestenbänke zur Seite gestellt wurden und diese allmählig gegen die Selbstthätigkeit der Gildenversammlungen in den Hintergrund treten mußten, — dann vorüber an der octroyirten Stadtfondung Katharina's und deren Wiederaufhebung — endlich bis zu den bezüglichen

Thatsachen unseres Jahrhunderts — ist erst noch zu schreiben. Besonders lehrreich ist aber die wenig bekannte Geschichte des vorletzten Versuches zu einer Verfassungsreform, über welchen wir hier niederschreiben wollen, soviel wir davon wissen.

Es war in den 40-er Jahren. Die von dem Ministerium des Innern zum Behufe einer Revision des baltischen Städtewesens abgeordnete Commission, an deren Spitze der Staatsrath Chanykow stand, hatte während ihres mehrjährigen hiesigen Aufenthaltes unter andern Leistungen auch ein vollständiges Verfassungsproject für Riga fertig gebracht — wir wissen nicht, ob in Folge ursprünglichen Auftrages oder eigener Strebsamkeit. Jedenfalls aber schien die Einführung dieser Verfassung, bei welcher die Stadt gar nicht befragt worden war, unabwendbar und nahe bevorstehend. Fürst Suworow war es, der um diese Zeit als Generalgouverneur eintretend, der Sache eine andere Wendung zu geben vermochte. Eine besondere, aus Beamten des Ministeriums des Innern und des Generalgouvernements und aus Delegirten der Stadt zusammengesetzte Commission erhielt jetzt den Auftrag, den Chanykowschen Entwurf zu revidiren. Sie lieferte (i. J. 1850) zwei neue Verfassungspläne, einen als die Meinung der Commission, den andern als Separatvotum des Rathsherrn W. v. Petersen. Von dem Generalgouverneur mit einer eigenen Meinungsäußerung begleitet und im allgemeinen befürwortet, ging diese Commissionsarbeit ins Ministerium des Innern, und von hier, mit kritischen Bemerkungen versehen, in die zweite Abtheilung der kaiserlichen Kanzlei, wo sie dem durch seine tiefe Kenntniß baltischer Rechtszustände ausgezeichneten Staatsrath (jetzt Geheimrath) G. v. Brewern zur Begutachtung übergeben wurde. Dieser, um aus der Vielfachheit der bereits abgegebenen Meinungen gleichsam eine Summe zu ziehen, unterzog sich der Mühe, wiederum eine ganz vollständige Verfassung auszuarbeiten. Hiemit, und wir wissen nicht, ob nicht auch mit einem eigenen Votum des damaligen Chefs der zweiten Abtheilung, des Grafen Ludow, bereichert, kehrte der nun so umfangreiche Actenstoß in das Ministerium des Innern zurück, wo aus uns unbekanntem Gründen, wahrscheinlich aber im Hinblick auf die seitdem beabsichtigte allgemeine Reform der Städteordnungen im ganzen Reich, der Sache keine weitere Folge gegeben worden ist.

Von dem Inhalt der verschiedenen in dieser Erzählung erwähnten Entwürfe hat zu wenig verlaunt, als daß wir darüber etwas Sicheres mittheilen könnten; aber schon in formeller Beziehung ist sie merkwürdig

genug. Nach dem Chaupkowschen Plane hätten wir eine Verfassungsänderung, und zwar, wie man glauben darf, eine sehr radicale, erlebt, ohne irgend welche Betheiligung der städtischen Corporationen. In Folge der durch den Fürsten Suworow gegebenen Wendung stand eine Reform in Aussicht, bei welcher zwar die drei Stände und sogar auch die außerhalb der Bürgerschaft stehenden Einwohner durch Delegirte ein Wort mitzusprechen gehabt, welche aber nicht den Ständen als solchen vorgelegen hatte. Eine dritte Modalität wird jetzt versucht; die Initiative gehört der Stadt selbst an und sowol Rath als auch beide Gilden werden über den ihnen vorliegenden Commissionsentwurf urtheilen und stimmen. Darnach erst wird er seinen weitem Weg — Generalgouvernement, Dfficecomité (?), Ministerium des Innern, zweite Abtheilung, Reichsrath — bis zur kaiserlichen Sanction zu betreten haben. Wie viel oder wie wenig umgeformt er diese letzte Höhe erreichen dürfte, um als Gesetz uns wieder zurückzukommen, läßt sich gar nicht ermessen; daß aber der Ausgangspunkt wichtiger Reformen — wie namentlich auch der eben jetzt in der Kritik befindlichen Justizreform — innerhalb der Stände selbst belegen sein darf, dieses haben wir ohne Zweifel als ein günstiges Geschäft zu preisen. Denn nicht immer ist es so gewesen, z. B. nicht bei den wichtigen, Land und Stadt betreffenden Gesetzgebungsakten aus dem Jahre 1841, und bei der ganzen Redaction des Provinzialcodez nicht. Nur einige Monate noch, und es wird offenbar geworden sein, ob es dem „großen Momente“ etwa wiederum so ergangen sei, wie in dem bekannten Schüller'schen Xenion. Unterdessen aber heißt es für jeden Patrioten in Bezug auf die in Dorpat versammelte Centraljustizcommission: noli turbare circulos! Denn in der That gleichsam die Quadratur des Zirkels sollen sie finden, diese Männer, deren jeder der ihn gesendet habenden Corporation und die alle zusammen einem größeren Ganzen verantwortlich sind. Jene Corporationen sind sehr reeller, dieses größere Ganze ist mehr nur ideeller Natur, und die Gefahr liegt nahe, daß das Gefühl der Verantwortlichkeit in Bezug auf die ersteren das überwiegende sein werde. Die mitgegebenen Instructionen lassen fast die Möglichkeit eines einheitlichen Ergebnisses als zweifelhaft erscheinen und könnten leicht bewirken, daß die Commission eher einem Congresse von Diplomaten als einem selbstständig arbeitenden Organe der Gesetzgebung ähnlich wird. — Aber je schwieriger die Aufgabe, desto größer das Verdienst Derer, von denen sie — wet möchte die Hoffnung aufgeben? — dennoch gelöst werden wird! Uns Uebrigen

allen, „vom hohen Glimt bis zur Bernsteinküste,“ geziert es, mit athemloser Spannung des glücklichen Ausgangs zu harren und dann, ja dann, in freudigem Beifallsrufe die Brust zu erleichtern. Darum wenden wir für jetzt den Blick von Dorpat wieder nach Riga zurück!

Wo das Eigenthum selbst, diese allgemeinste Grundlage des civilisirten Daseins, gefährdet ist, da verliert man den Sinn für die vornehmeren Aufgaben, wie Verfassungs- und Justizreformprojecte sind. So aber erging es unlängst den Rigaern, als das allgemeine Gefühl der Unsicherheit gegenüber zweien Erzfeinden der bürgerlichen Wohlfahrt, den Dieben und dem Feuer, ihrer sich plötzlich bemächtigte.

Die Stadt Riga zahlt jährlich fast 50,000 Rub. für ihre Polizei und über 12,000 Rub. für ihr Feuerlöschwesen (die sogenannten Ambarenspritzen ungerchnet). Es muß nach den jüngsten Erfahrungen offenbar zu wenig sein für das gesteigerte Bedürfniß der Gegenwart. Das Schlimme ist nun aber, daß das ohnehin so stark belastete Budget der Stadt die Mittel zur Deckung des Mehrbedarfs nicht disponibel haben dürfte und die Auflage einer neuen Communalsteuer wenigstens keine schnell zu effectuirende Sache ist. Das Steuerwesen ist überall eine der schwierigsten Materien, jedes neue Steuerproject erfordert weitläufige Arbeiten und eines für unsere Stadt hat mehrere Instanzen zu durchlaufen (wenn auch nur sehr ausnahmsweise die des Landtags); unterdessen aber verbleibt es bei der Frage: ob nicht nächstens ein bedeutender Theil der Stadt niederbrennt? ob nicht heute Nacht mich die Reihe des Einbruchs und der Ausplünderung trifft?

Was bleibt übrig? Schnelle und entschlossene Privathülfe! Freiwillige Selbstbesteuerung, und selbstthätige Verwendung der aufgebrachten Geldmittel! Dazu aber ist nöthig, daß sich die rechten Männer finden, welche die Sache mit Nachdruck und Aufopferungsfähigkeit in die Hand nehmen, von Haus zu Haus gehend sammeln und werben, die träge Menge fortreißen, bei der Obrigkeit vermitteln und von ihrer Aufgabe nicht ablassen, bis sie erfüllt ist.

Und siehe da! gegen das Feuer scheint sich der Mann gefunden zu haben. Er tritt nicht auf mit bloßen Wünschen und Vorschlägen, sein erster öffentlicher Anruf war zugleich seine erste Rechenschaftsablegung (Rig. Ztg. Nr. 196). Das ist die rechte Art! Und wenn er unser verkommenes Löschwesen auch nur um eine „auf der Höhe der Zeit stehende“

Spritze bereichert — niemand, der bei einem Brande etwas zu verlieren hat, wird ihm die Bürgerkrone weigern.

Wir erinnern uns schon 1862, im damaligen Aprilheft der Balt. Monatschr., einen vortrefflichen Aufsatz über das Rigasche Feuerlöschwesen gelesen zu haben. Er war offenbar aus officiellen Quellen geschöpft und stellte eine zweckmäßige Reform des ganzen Instituts in Aussicht; wir Leser erhielten den Eindruck, als sei dieselbe ganz nahe vor der Thür und fühlten uns ungemein beruhigt; die Sache hat aber immer noch nicht zum Abschluß gebracht werden können.

In demselben Aufsatz wurde die Ansicht ausgesprochen, daß die Rigasche Polizeiorganisation sich ebenso überlebt habe wie das Feuerlöschwesen und auch ihr nur zu helfen sei, wenn sie auf die ganz neue (eigentlich alte) Basis der communalen Selbstverwaltung gestellt werde. Doch damit wird es natürlich noch viel längere Wege haben müssen. —

Um auch über unser Herderdenkmal ein Wort zu sagen, so muß zugegeben werden, daß es eigentlich ein sehr unzeitgemäßes Unternehmen war. Denn was sind die dominirenden Mächte dieser Zeit? — Erstens, wenn wir auf die Welt im allgemeinen sehen: der Industrialismus, die Technik und Nationalökonomie, der Utilitarismus im weitesten Sinne — und was hätte damit der Idealismus eines Herder zu schaffen? Zweitens aber, wenn wir insbesondere auf die Deutschen sehen, so wird, neben jener auch bei ihnen durchgehenden realistischen Hauptströmung, doch wohl, Alles in Allem gerechnet, eine gewisse theologische Denkart als die vorherrschende Zeitrichtung anzuerkennen sein, eine Denkart, welche weit davon entfernt ist, zu Herder sowie zu den übrigen Koryphäen der goldenen deutschen Literaturepoche in einem affirmativen Verhältniß zu stehen. Wie dem nun aber auch sei, so wird man billiger Weise anzunehmen haben, daß hinter dieser Denkmalserrichtung keinerlei Oppositionslust stecke, weder gegen den Utilitarismus, noch gegen die Dogmatik, noch was gegen es sonst etwa sein könnte. Ist denn der einfache Localpatriotismus nicht Grundes genug? Warum sollten wir eine schöne, eine stolze Erinnerung, die wir haben, nicht auch gern herauskehren? Ist sie doch für uns fast die einzige ihrer Art! Denn, abgesehen von dem besondern Gebiete der Stadt- und Provinzialgeschichte, wo Namen zu nennen sind, wie der des soeben dahingeshiedenen Napier'sky, ist es eine betäubende Wahrheit, daß Riga in der Geschichte der Wissenschaften gar nicht mitzählt. In den 6^{1/2} Jahrhunderten seines Bestehens ist hier kein einziger Gedanke

gedacht worden, der als ein eigenthümlicher Beitrag zu dem allgemeinen Erkenntnißschatze der Menschheit registrirt worden wäre: nur Herders „Fragmente“ und „Kritische Wällder“ und die hier geschriebenen ersten Entwürfe einiger erst später von ihm herausgegebenen Werke retten einigermaßen Riga's intellectuelle Ehre. So mag er denn für uns gleichsam der locale Schuttpatron aller geistigen Bestrebungen sein und das Rigasche Volk mag an seiner Büste allmählig auch über den Mann und was mit ihm zusammenhängt, Einiges zu erfahren veranlaßt werden. Vorläufig weiß es noch gar wenig davon. Wenn man die Gespräche der das Denkmäl umstehenden Neugierigen belauscht, bekommt man sehr eigenthümliche Hypothesen über dessen Bedeutung zu hören. Daß es ein Pastor gewesen, begreifen die Meisten, denn das zeigen die „Bäffchen“; aber weiterzukommen ist schwierig. Die verbreitetste Ansicht ist die, daß er die Jesuiten vertrieben habe; denn warum sonst sei er gerade mit dem Gesicht gegen jenes „Wahrzeichen von Riga“ (früher über der Stiftspforte, jetzt in der Mauer des Petersenschen Hauses) gerichtet, welches die Tradition mit der Vertreibung der Mönche oder Jesuiten in Verbindung bringt? Am Ende ist das eine populäre Auffassung, die man mit gutem Humor gewähren lassen kann.

Eine interessante Abhandlung ließe sich schreiben über Herders Verhältnis zu den in unseren Tagen mächtig gewordenen Nationalitätsbestrebungen. Einerseits ist er, durch seine „Stimmen der Völker“ und Anderes, einer der Hauptanförer derselben; indem er den Sinn für Naturdichtung und naive Volksitten weckte und jede Völkerindividualität als eine an sich werthvolle Ausprägung des allgemeinen Menschheitsbegriffes begreifen lehrte, legte er den Grund zu den seitdem so fruchtbar gewordenen Studien über nationale Erscheinungsformen, denen vorher als barbarischen nur Verachtung zu Theil geworden war. Andererseits aber hat er ja mit allen hervorragenden Geistern seines Jahrhunderts jenen großartigen Kosmopolitismus getheilt, welchem die modernen Uebertreibungen des Nationalitätswesens, soweit sie einen culturfeindlichen Charakter annehmen, theils als kindisch, theils als verrucht erscheinen mußten.

Bei Gelegenheit der so eben berührten Materie wird es erlaubt sein, einem übrigens nicht für die Oeffentlichkeit geschriebenen Briefe einige zufällige aber geistvolle Bemerkungen zu entnehmen, welche dort über den Aufsatz „Zur Nationalitätenfrage“ im Juniheft der Balt. Monatschr. gemacht werden.

„Daß unsere Bauern — so sagt der Brieffschreiber — abgesehen von ihrer Sprache in allen übrigen Beziehungen schon germanisirt sind, ist eine besonders fruchtbare Ansicht. Der einsichtige Leser mag daraus Folgerungen über manche anderweitige Völkerverhältnisse gemacht haben. Ja, sind wir Deutsche nicht seit zweitausend Jahren gründlich romanisirt worden? Auf dieser Uebertragung und Assimilation beruht der Europäismus; nicht auf der Race, d. h. nicht auf der gemeinsamen arischen Abstammung, die wegen zu großer Entfernung die Anziehungskraft verloren hat. — Die in der Gegenwart beobachtete Erweiterung der Gebrauchssphäre der beiden „Bauernsprachen“ ist vielleicht nur ein secundäres Phänomen, d. h. Folge und Symptom der wirtschaftlichen und socialen Hebung des Bauernstandes. Macht letztere noch Fortschritte, dann muß das Umgekehrte eintreten: Dann fühlt sich der Bauer geehrt, wenn ihm ein gerichtliches Urtheil Deutsch ausgefertigt wird; und selbst wenn er es nicht versteht, nimmt er lieber heimlich einen kundigen Nachbar zu Hülfe, als daß er sich seinen niedrigen Stand durch eine estnische oder lettische Zuschrift gleichsam documentiren läßt. In Zeiten des Verfalls greift der elementare Naturgeist von unten immer weiter um sich; in aufsteigenden Culturepochen dringt die Bildungssprache, wie Regen- und Sonnenwärme, immer tiefer in den Boden. Für Beides giebt die Geschichte des römischen Reiches Belege. — Die Einwürfe des Aussages gegen kleine Völker überhaupt betreffen eigentlich nur die Dauer ihres intellectuellen Lebensprocesses: es ist zu wenig materieller Stoff zum natürlichen Wechsel vorhanden. Aber durch Momente der Blüthe, durch einzelne Leistungen werden auch sie der Menschheit wichtig, ja unentbehrlich, z. B. die in dem Aufsatz selbst angeführten Holländer oder das kleine Entdeckervölkchen, die Portugiesen, oder die Dänen, die uns Tycho de Brahe und Thorwaldsen gegeben haben, u. s. w. Wer will ferner die Grenze bestimmen, wo ein Volk zur Existenz zu klein ist? Hohe Begabung, reiche Mannichfaltigkeit individueller Anlage, eine durch freie Verfassung, geographische Lage u. s. w. bedingte Regsamkeit aller Glieder ersetzt oft das numerische Quantum. Es giebt große Völker, bei denen das massenhaft aufgehäuften gleichartige Menschenmaterial nicht zur Verwendung kommt oder in sich todt ist und für welche ein Zerfallen in selbstständige Theile culturhistorisch ein Glück wäre. Es giebt auch Fälle, wo Klein und Groß gleichsam ein Compromiß geschlossen haben, d. h. kleine cantonale Einheiten verbinden sich zu einem größeren Ganzen, zuweilen mit, zuweilen ohne gleiche Sprache, meistens unter

ewigen Schwanken zwischen Zerfall und engerer Vereintgung. Auch wachsen zuweilen kleine Völkchen zu großen heran, was niemand voraussehen kann: die Engländer waren vor zweihundert Jahren ein Völkchen von einigen Millionen, jetzt wird die englische Sprache von 60 und mehr Millionen gesprochen und die angelsächsische Race ist eine in erschreckendem Verhältniß dominirende und absorbirende — so sehr, daß sich schon Theilungs- und Individuations-symptome zeigen. Das Verhältniß der Völkerscheidung zum Culturprozeß ist überhaupt ein überaus verwickeltes, schwieriges und vieldeutiges.“

Soweit unser Briefauszug. Interessant ist es, daß wir gerade auch über einen inländischen Roman berichten können, welcher sich die „Nationalitätenfrage“, insonderheit die Lettenfrage, zum Thema genommen hat. Es ist ein neues Werk von Johanna Conradi, das nächstens in R. Kymmels Verlage erscheinen soll und den Referent vor der Ausgabe zu lesen Gelegenheit hatte. Der Held der Erzählung ist ein lettischer Bauerknabe, Jurre aus dem Almen-Gesinde, der durch besondere Schicksale dazu kommt sich in einen deutsch gebildeten „Georg Stein“ umzuwandeln, der aber ein Herz für das Volk seiner Herkunft bewahrt und die Sache der Civilisirung desselben zu seiner Lebensaufgabe zu machen beschließt. Ein besonders glücklicher Gedanke der Verfasserin ist es gewesen, dem Gegensatz von Deutschen und Letten einen andern, übrigens himmelweit verschiedenen, den von Juden und Christen, zur Seite zu stellen. Ein schönes und interessantes Judenmädchen, das in einer adligen Familie Kurlands erzogen, zum Christenthum übertritt, dem aber dennoch seine Herkunft nicht vergessen wird, ist die Trägerin dieses zweiten Gegensatzes. Neben diesen beiden in mehr absichtlicher Weise geformten Charakteren stehen andere, die theils freie Gebilde einer idealistrenden Phantasie sind, theils aber porträtartig aus dem kurländischen Leben herausgegriffen zu sein scheinen. Diese letzteren, wir gestehen es, haben uns am meisten interessiert. Aber auch die gesunde Auffassung des zu Grunde gelegten ethischen Thema's scheint uns — gerade in dieser Form — eine Sache glücklicher Vorbedeutung. Gewisse humane Ideen, die man lange predigen könnte, bis sie beherzigt oder auch nur angehört würden, — in der Hülle einer anziehenden Dichtung werden sie sich einzuschmeicheln wissen. Es ist ein Buch, das auch die Balt. Monatschr. zu empfehlen auf sich nehmen darf, so wenig sie auch sonst sich um die inländische Belletristik zu bekümmern die Art gehabt hat.

Ja, unsere Belletristik, namentlich unsere Lyrik! Wo sind sie hin, die goldenen Tage, da noch die Rigasche Zeitung beim Jahreswechsel oder sonst epochemachender Veranlassung statt des leidigen Leitartikels ein Gedicht an die Spitze ihres Blattes stellte und da eine im „Inland“ gedruckte Recension einer Gedichtsammlung ein Ereigniß sein konnte? Zwar die Gedichte Adolphi's haben noch viel Anklang gefunden, aber es läßt sich unschwer prophezeihen, daß er der letzte Glückliche unter den Lyrikern der Ostseeprovinzen gewesen sein wird. Nur für den Sittenroman und die Zeitnovelle ist noch Raum übrig, und es wäre gar nicht übel, wenn diese Gattung etwas reichlicher unter uns aufblühte. Wäre ich ein Dichter — nicht wie Adolphi, sondern wie Johanna Conradi — ich schriebe z. B. eine Novelle, die sollte heißen „Der Pfandhalter.“ Ueber gewisse Dinge ist des Raisonnements genug gewesen; mich dürstet nach ihrer — poetischen Verklärung.

Riga, den 22. September.

Fr. R. Kreuzwaldi nim.
 Aratik
 Raamatukogu

- Die Glocke. Illustr. Zeitung. III. u. IV. Jahrg. Fol. 1861—62 (5 R.) Hftb. 2 R.
 Goethe's Gedichte. 2 Tble. in 1 Bde. 1821. Pb. 60 R.
 Ida May. Nach dem Engl. 2 Tble. — Jagd-Abenteuer in Texas. 1 Tbl. — Zus. 3 Tble.
 Hftb. 60 R.
 Rafius, D., Die Thierwelt. Charakteristiken. 2. Aufl. Mit 169 eingedr. Holzschn. 1862.
 (1 R. 88 R.) Hftb. 1 R. 25 R.
Meyer's neues Conversations-Lexikon. 16 Bde. u. 1 Bd. Abbildungen.
 Hildburgh. 1857—1860. (Eadenpreis ungeb. 37½ R.) Hftb. neu 30 R.
 Pfennig-Magazin, das, für Belehrung und Unterhaltung. V.—X. Bd. und neue Folge
 I.—III. Bd. Zusammen 9 Bde. in Fol. Mit unzähligen Abbildgn. 1837—45.
 (18 R.) Pb. 5 R.
 Revue des deux mondes. 1862. Juillet—Décembre. (12 livraisons). 4 R.
 Hofmähler, Das Süßwasser-Aquarium. 1857. Mit 51 Illust. (1½ R.) Hftb. 1 R.
 Schiller's sämmtliche Werke. 12 Tble. u. 4 Tble. Suppl. Zusam. 16 Bde. Stuttg.
 1853. Gttd., wie neu 6 R.
 Simrod, K., Das malerische und romantische Rheiland. Mit 60 Stahlstichen. Erste
 Ausg. mit kräftigen Abzügen der Stahlplatten (6¾ R.) Gttd. 2 R. 50 R.
 Der Sonntagabend. Ein Erbauungsblatt für evangel. Christen. I. Jahrgang. 1857.
 (1½ R.) Hftb. 60 R.
 Stifter, A., Studien. Pracht-Ausgabe in 4 Bdn. 1847. Eleg. Hftb. (10 R.) wie neu 4 R.
 Die billige Ausgabe kostet ungebunden 3½ R.
 Stolle, F., Deutsche Pächwörter. Römischer Roman. 3 Tble. in 1 Bde. 1853. (2¼ R.)
 Hftb. 75 R.
 Storch, L., Ein deutscher Leineweber. Zeit- und Lebensbilder aus der ersten Hälfte des
 16. Jahrhunderts. 9 Bde. 1846—50. (15 R.) Eleg. Gttd. wie neu 3¾ R.
 Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottes-
 verehrung. 1853. Eleg. Gttd., wie neu 3 R. 50 R.
 „Ueber Land und Meer.“ Allgemeine illustrierte Zeitung, herausgeg. von Hackländer.
 I., II. u. IV. Jahrg. Fol. 1859, 61, 62. (24 Thlr.) 10 R.
 einzelne Jahrgänge à (8 Thlr.) 3½ R.
 Unsere Tage. Blicke aus der Zeit in die Zeit. I. Bd. 1859—60. (3 R.) Gttd.
 neu 1¼ R.
 Unterhaltungen am häuslichen Herd. Herausgeg. von Karl Gutzkow. I.—III. Bd.
 Lpzg. 1853—55. (8 R.) Eleg. Hftb., neu 3 R.
 — — Daff. Neue Folge. Bd. I. 4º. 1856. (3½ R.) Hftb., neu 1¼ R.
 Weber, Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. 3. Aufl. 6 Bde.
 1855. (7½ R.) Gttd. 3 R.
 Welt, die illustrierte. Blätter aus Natur u. Leben, Wissenschaft u. Kunst zur Unterhaltung
 und Belehrung. I.—IX. Jahrg. 4º. 1853—61. In engl. Lwd. mit Gold-
 druck und Deckelpressung geb. (27 R.) neu 12 R.
 — — Dasselbe 1853, 54, 55 4 R. 50 R.
 — — Dasselbe. Jahrg. 1857, 1858 u. 1859, geb. in engl. Lwd. mit Golddrücken u.
 Deckelpressung, nebst 3 großen Stahlstich-Prämien (8 R. 50 R.) 4½ R.
 Westermann's illustr. deutsche Monatshefte. I.—VIII. Bd. Braunschweig 1857—1860.
 (22 R. 80 R. Im eleg. Originalbände, Gttd. mit Goldpressungen, neu 12 R.
 „Diese Zeitschrift verbindet Belehrung mit Unterhaltung und ist in einem etwas höheren
 Stile gehalten. Sie verarbeitet nicht nur den von der Wissenschaft dargebotenen Stoff in gut
 geschriebenen Artikeln, sondern bringt auch mitunter Abhandlungen von selbständigem wissen-
 schaftlichem Werthe, besonders in der naturwissenschaftlichen Abtheilung.“

Von der Censur erlaubt. Riga, den 30. September 1864.

Druck der Riol. Gouvernements-Topographie.

Inhalt.

Zur Finanzgeschichte der Neuzeit, von A. Brückner	Seite 189.
Erinnerung an Merkel, von Julius Eckardt	„ 220.
Die Memoiren Philipp Wigels	„ 235.
Ein theologischer Briefwechsel	„ 252.
Livländische Correspondenz	„ 265.

Die „Baltische Monatschrift“ erscheint jeden Monat in einem Hefte von sechs Bogen.

Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang in Riga und in allen deutschen Buchhandlungen Russlands 6 R. 50 K., bei Bestellung durch die Postämter 8 R. 5.

Im Auslande ist die Monatschrift durch alle Buchhandlungen für den Preis von 8 Thalern zu beziehen.

Zusendungen für die Zeitschrift werden unter der Adresse der „Redaction der Baltischen Monatschrift in Riga“ erbeten.